

www.e-rara.ch

Kleine Sitten-Gemälde für Kinder

Armbruster, Johann Michael

St. Gallen, 1799

Kantonsbibliothek Vadiana

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-111074>

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

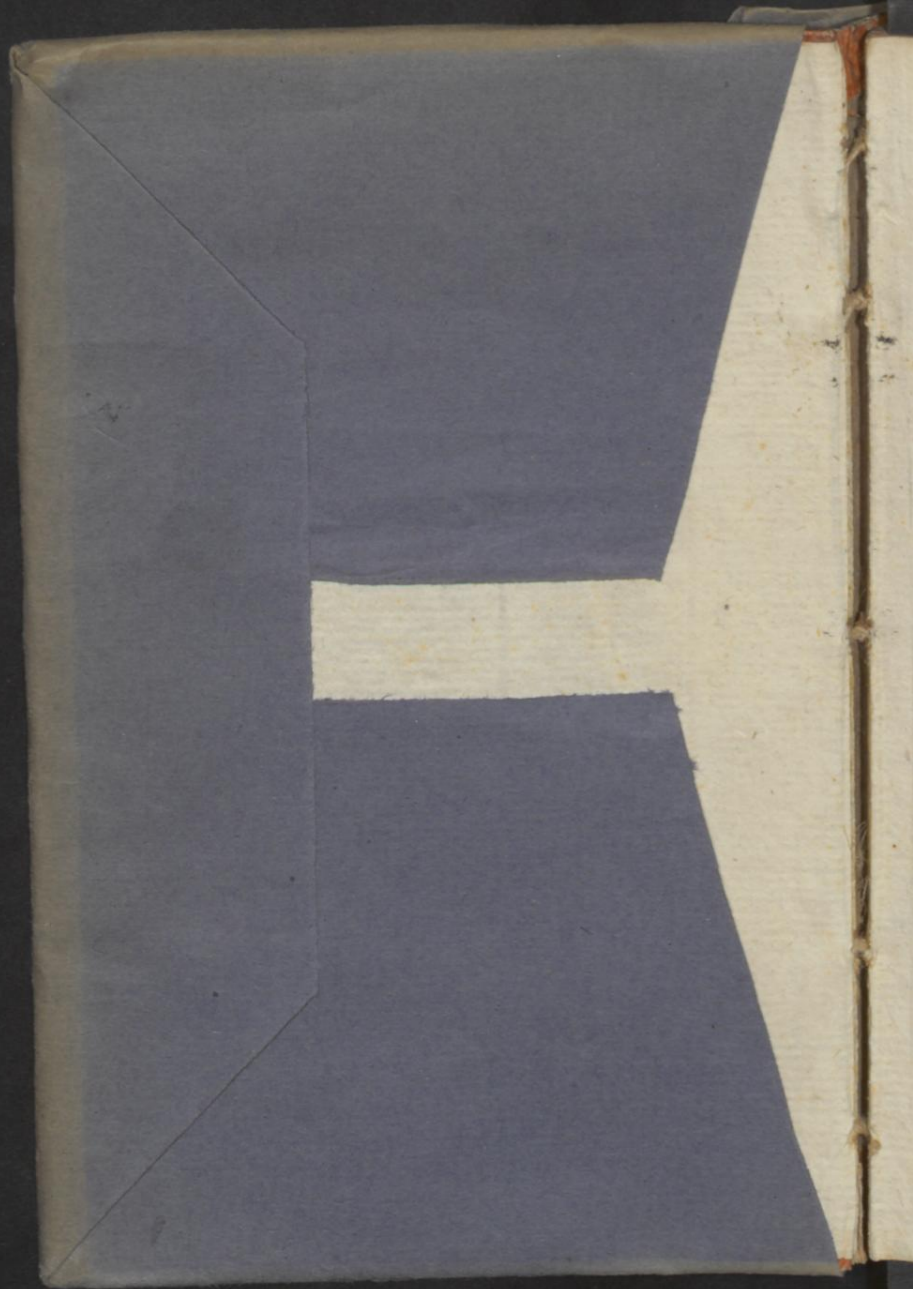
uster.

ingon

olue.

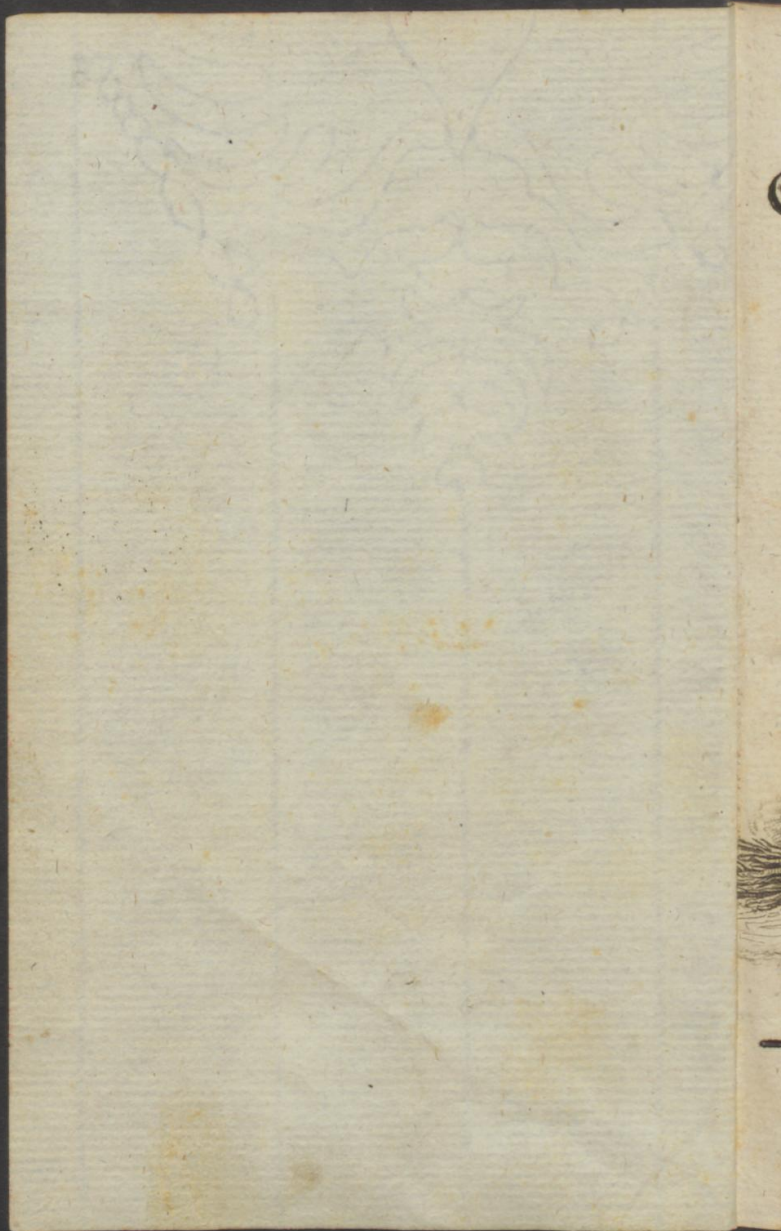
a

5



Vadslg Ga 245. ~~L. A-99~~

~~43680~~



Kleine
Sitten - Gemälde
für Kinder.

Von

J. M. Armbruster.



St. Gallen, bey Huber und Comp. 1799.

Quod munus Reipublicæ majus meliusve offerre
possumus, quam si docemus atque erudimus
juventutem?

CICERO.

Den liebenswürdigen Kindern
meines Freundes und Arztes
des Herrn Professor
D. Maximilian Karg's
Karl und Maximilian
gewidmet.

Inhalt.

I. Die Zauber-Laterne.	3
II. Der Blinde mit der Harfe, oder der undankbare Sohn.	25
III. Der Abend-Spaziergang, oder Ver- sprechen muß man halten.	37
IV. Nachmud und sein Vater.	49
V. Flucht, Abentheuer und Reue des ungehorsamen Karls.	55
VI. Kaspar aus dem Entlebuch.	83
VII. Die Reise nach der Stadt, oder Bettelers Jakobs weise Sprüche.	95
VIII. Die deutschen Kinder in Frankreich, oder das Grab in der Felsen-Höhle.	109
IX. Gemälde aus der Kinder-Welt.	141

V o r r e d e.

Die Blumen, die ich hier in die Hände der vaterländischen Jugend übergebe, entsprangen alle auf fremden Garten-Beeten. Aber ich verpflanzte sie, mit einer Art von Vorliebe, auf deutschen Grund und Boden, pflegte ihrer mit Sorgfalt, verhütete besonders, daß kein üppiger Auswuchs an den gesunden Stengel sich ansetzte, und ich könnte sie beynahe als eigenes Gewächse zu Markte bringen, wenn ich es nicht, seit meinem ersten Eintritte in die Schriftsteller-Welt mir zur Pflicht gemacht hätte, mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit alle Quellen anzuzeigen, aus welchen ich — mehr einzelne Auftritte als den Stoff der Erzählungen abborgte, sind also auch bey diesem Werkchen in der Inhalts-Überschrift angezeigt.

Man erlaube mir bey diesem Anlasse die
Erklärung: daß auch die kleine Jugendschrift:
Amalie Seckendorf, über welche die Kri-
tik ein so günstiges, ermunterndes Urtheil sprach,
mich zum Verfasser habe.

Konstanz, im Julius 1798.

J. M. Armbruster,

I.

Die Zauber = Laterne.

Nach einer Erzählung in der Zeitschrift: Le Courier
des Enfans, par L. F. Jauffret. Paris 1796.

Die Gauder & Faterne

Das neue Gebäude in der Gauder & Faterne
des Jahres, am 1. F. Gauder, Paris 1798.



I.

Die Zauber = Laterne.

Es war ein kalter Winterabend. Vater Schulse saß am erwärmenden Ofen und las die Zeitungen; seine Gattin war ausgegangen, eine Freundin in der Nachbarschaft zu besuchen. Die Kinder hatten sich um einen Tisch gelagert und blätterten still und friedlich in Bertuchs schönem Bilderbuche, und gähnten wohl auch mitunter, weil die Stunde zum Nachtessehn so lange nicht schlagen wollte. Auf einmal hörten sie von der Straße her den Ton einer Leyer, und welcher dem Hause immer näher kam. Alle spitzten die Ohren und horchten mit gespannter Neugierde auf die einfache Melodie.

Gewiß, der Mann mit der Zauberlaterne, sagte Ludwig. O wenn der Vater wollte! Alle meine Sparspennige gäbe ich, sie zu sehen.

Und ich meine schönste Puppe — küsselte Karolinen.

Und ich mein Steckenpferd mit dem rothen Zaume — fiel Theodor ein, stand auf, schlich auf den Zehen zu seinem Vater, ergriff schmeichelnd die Hand desselben und bat ihn: Er möchte ihnen doch erlauben, die Wunderdinge zu sehen, von welchen sie schon so vieles gehört hätten.

Noch hatte Vater Schulze nicht geantwortet, als der Mann mit der Zauberlaterne schon in's Zimmer trat. Frau Schulze folgte ihm auf dem Fuße nach. Denn sie selbst hatte ihn mit sich hergebracht, um ihren Kindern eine unerwartete Freude zu machen. „Ihr waret, sagte sie, heute fleißig und gesittet. Dafür sollt Ihr jetzt ein Vergnügen haben, für das Ihr mir doppelt danken werdet, weil es Euch zugleich nützen und belehren kann. Denn merkt es wohl! Diese Zauberlaterne ist keine der gewöhnlichen, wie man sie überall herumträgt. Der brave Mann hier hat sie ausdrücklich für Kinder zur belohnenden Erhohlung eingerichtet und bestimmt. Seyd nur immer so, wie Ihr heute waret! Dann wird Euch nie die Belohnung fehlen, die auf jede treue Erfüllung unserer Pflichten, auf jede schöne Handlung folgt. Sie heißt freylich nicht immer, wie heute, Zauberlaterne, aber, was noch ein größeres Ver-

gnügen gewährt, sie heißt immer: innere Zufriedenheit und froher Sinn!“

Die Kinder wußten sich kaum zu fassen für Freude. Karolinen fiel der Mutter, Theodor dem Vater um den Hals, Ludwig aber eilte, mit einem Laternchen in der Hand, zu seinen kleinen Freunden in der Nachbarschaft, um sie zu dem Feste einzuladen.

Indessen hatte der Wundermann ein großes weißes Tuch, auf welchem die Gegenstände erscheinen sollten, an der Wand aufgespannt, und alles angeordnet, was zur Vorstellung gehörte. Er stellte nun die Kinder in einen Halbkreis, löschte alle Lichter aus, spielte eine angenehme Melodie auf der Leyer und begann dann seinen Spruch:

Hierher gesehen, meine Kinder! Hierher, auf den hellen schimmernden Zirkel! Hier werden Euch Wunderdinge erscheinen und — damit ich mit einem der größten Wunder anfangе, so seht hier — die Sonne in ihrem höchsten Glanze! Die Augen nicht zugeedrückt! Ihr dürft ihr kühn in's Angesicht schauen, sie blendet Euch nicht! Aufgemerkt! Es ist die Sonne, die täglich, ohne jemals zu ermüden, wie es oft bey kleinen und großen Leuten der Fall ist, ihren vorgeschriebenen Lauf vollendet, des Abends vor unsern Augen verschwindet und am andern Morgen wieder erscheint. Ihr danken wir die Wärme, durch welche

alle Früchte der Erde gereißt werden. Stünde sie so hoch, wie die Sterne, so wäre sie zu weit von uns entfernt und der ganze Erdball wäre ein ungeheurer Eisklumpen, wie die Gletscher in der Schweiz. Wäre sie aber im Gegentheil uns so nahe, wie der Mond, so würden ihre Strahlen unsern Erdball bald zu Asche verbrennen. Dieß sagte mir ein berühmter Gelehrter zu Mannheim, als ich seinen Kindern meine Zauberklaterne zeigte. Er sagte mir noch viele andere Dinge, die ich zwar auf meinen Reisen vergessen habe, die Ihr aber in der Folge von geschickten Lehrern erfahren oder in nützlichen Büchern lesen werdet, zum Beispiele: wie viele tausend Meilen Sonne und Mond von der Erde entfernt seyen? Wie man ausrechnen könne, wenn an der Sonne oder am Monde eine Verfinsternung sich zeige?

Nun kömmt der Vollmond. Er hat ein viel matteres Licht als die Sonne. Aber auch dieses Licht ist von großem Nutzen. Es erhellet dem Wanderer seinen Weg, wenn er, um der Hitze des Tages auszuweichen, die Nacht zur Reise wählt. Habt ihr den Aufgang des Vollmonds noch nie gesehen, meine Kinder? Seht ihn einmal. Ihr werdet's nicht bereuen. Feuerroth ist dann sein Angesicht, wie die Sonne, wenn sie untergeht. Beschreiben läßt sich's nicht.

Seht es selbst. Die Zauberlaterne ist schön, sehr schön. Aber ich sage Euch, die Natur ist millionenmal schöner!

Aufgemerkt! Ihr habt doch wohl schon etwas von den Göttern und Halbgöttern der alten Griechen und Römer gelesen? Kennt auch vielleicht, wenigstens dem Namen nach, den starken Herkules und die Keule, mit welcher er so viele Ungeheuer erschlug? Ich will ihn Euch hier zeigen, wie er noch als Kind, in der Wiege liegt. Nicht wahr, ein herrlicher, gesunder, rothbackigter, kraftvoller Knabe? Er ist noch nicht einmal einen Monat alt, und doch ist's, als ob man ihm schon ansähe, was einst aus ihm werden würde. Jetzt nähern sich ihm zwei Schlangen. Sie wollen ihn durch ihren Biß tödten. Aber... daraus wird nichts! Seht, wie er selbst sie ergreift, wie er sie drückt. Nun schleudert er sie hinweg. Sie sind todt und — Herkules lebt. O, meine Lieben! gewöhnt Euch frühe, gewöhnt Euch schon als Kinder, Furchtsamkeit und Feigheit ab. Fasset Muth. Wer als Knabe vor nichts zittert, vor nichts sich fürchtet, als vor bösen Handlungen, der wird einst als Jüngling und als Mann tausenderley Gefahren trotzen, seines Lebens froher genießen, und Ruhm und Ehre einernnden.

Der starke braunlockigte Mann, den ihr hier sehet, ist wieder der nehmliche Herkules, nur etwa um ein Jahr zwanzig älter. Hier kämpft er mit einem ungeheuren Löwen in dem Nemäischen Walde. Seht, mit welcher Wuth der König der Thiere auf ihn losstürzt. Aber Herkules kennt keine Furcht. Er ergreift den Löwen mit nervigtem Arme, drückt ihm die Kehle zu und erstickt ihn, als wär er ein schwaches Lämmchen. Ersticket, meine Kinder, eben so glücklich, wie Herkules die Schlangen und den Löwen ersticket, die Leidenschaften, die sich Eueren jugendlichen Herzen einmisten, als da sind: Zorn, Rachsucht, Stolz, Eigenliebe, Raschhaftigkeit und dergleichen mehr. Suchet, wie Herkules, nur in schönen und edlen Handlungen Ehre. Gewiß wird's Euch dann wohlgehen! Aufgeschaut! Es kommt nun eine andere Vorstellung. Nicht wahr, Ihr bedauert den jungen Menschen, der dorthen den Kopf auf die Hand gestützt, an einen Eichbaum sich lehnt? Wie ihm Hunger und Glend aus den Augen sehen! Lumpen sind seine Kleider... Ist es nicht, als ob er die Schweine beneide, welche umher laufen und mit ihren Rüsseln in der Erde Nahrung suchen? Es ist der verlorhne Sohn, von welchem Ihr wohl schon gehört habt. Weil er träge und ein Verschwender war, muß er jetzt darben, muß die Schweine hüten, muß oft, um

nicht zu verhungern, die Treber essen, die man diesen Thieren vorwirft. O! er wagt es kaum, seine Augen zum Himmel aufzuheben, weil er ihn beleidigte, da er aus dem väterlichen Hause floh und den Lastern sich ergab. Die Reue über sein voriges Betragen quält ihn weit mehr, als das Elend, das er erdulden muß. Ach! ruft er in der Angst und Verzweiflung aus: Ach! tausendfach hab' ich Alles verdient, was ich leiden muß. Ich habe die Liebe meines Vaters von mir gestossen; darum nimmt jetzt kein Mensch auf der ganzen weiten Erde meiner sich an. Ich habe meinen Bruder gehaßt und gequält . . . jetzt muß ich in der Gesellschaft der eckelhaftesten Thiere leben! Ehemals waren die gesündesten, nährendsten Speisen nicht köstlich genug für meinen leckeren Gaumen . . . und jetzt . . . ach, wie glücklich wollte ich mich schätzen, wenn ich die Brosamen hätte, welche von dem Tische der Knechte meines Vaters fallen! Des Tages habe ich keine Ruhe; des Nachts ängstigen mich fürchterliche Träume. Aber — wie? wenn ich hingehen, wenn ich zu seinen Füßen mich niederwerfen und mit Thränen der Reue Vergebung suchen würde? Er ist ein so liebevoller, so zärtlicher Vater! . . .

So spricht der arme Sünder zu sich selbst. Noch ist er nicht entschlossen. Unruhig geht er hin und her.

Jetzt faßt er Muth. Er verläßt seine Heerde und ... da liegt er, und umfaßt die Knie seines Vaters und erfleht Vergebung. Sehet, wie gerührt der gute Vater ist. Thränen strömen aus seinen Augen und die Wiederkunft des verlohrnen Sohnes wird ein Fest für das ganze Haus. Wie glücklich ist jetzt dieser! Sein Angesicht erheitert sich. Kaum vermag er seine Freude, seine Dankbarkeit auszudrücken. Seht ihn recht an. Es ist, als spräche er zu Euch: „Kinder, laßt Euch mein Betragen und mein Elend zur Lehre und zur Warnung dienen. Beleidiget ja nie Euere Aeltern, Eure Wohlthäter, und wenn ihr unglücklich genug seyd, dieses irgend einmal zu thun, o so bereuet es schnell und aufrichtig; schlinget Euere Arme um ihren Hals und bittet, daß sie Euch vergeben möchten!“

Hier, meine lieben Kleinen, sehet Ihr das Schloß Hohenträhen. Es liegt im Schwabenlande, auf einem hohen, steilen Felsen. Aber härter, als der Felsen, auf welchem es steht, war das Herz des Ritters Otto, welcher vor vier bis fünf Jahrhunderten dort hauste. Wer ihn nur kannte, haßte ihn. Dann er liebte auf Gottes Erdboden keinen Menschen, als sich selbst, und that so viel Böses, als er nur vermochte. Seine Unterthanen und Knechte be-

handelte er wie Laſthiere, und um des geringſten Bergehens willen ſchlug er ſie mit eigenen Händen, biß ihnen das Blut aus Mund und Naſe ſtrömte und einige Glieder zerknirſcht waren, oder er warf ſie in dunkle Kerker, wo ſie oft verhungerten oder im Elende verſchmachteten. Einſt war er, ohne Urſache, über einen ſeiner treueſten Knechte ſo wüthend erbittert, daß er ihn an eine Achſe zwiſchen zwey Räder binden und ſo den ſteilen Berg hinabrollen ließ. Jedermann glaubte, der Unglückliche müſſe auf eine leidenvolle Art zerſchmettert worden ſeyn. Aber die Vorſicht hatte über ihn gewacht. Er lag nur in einer Ohnmacht, als die Räder am Fuße des Berges ſtill ſtanden. So fand ihn ein menſchenfreundlicher Ordensgeiſtlicher, löſte ſeine Bande ab, trug ihn auf dem Rücken in ein naheß Kloſter und pflegte ſeiner, biß er vollkommen geneſen war. Aber in dem Herzen des Knechtes ſtieg jezt eine unwiderſtehliche Begierde auf, an dem Manne ſich zu rächen, von welchem er, ohne Schuld, ſo grausam mißhandelt worden war, und nun hatte er weder Raſt noch Ruhe, biß er dieſen Vorſatz ausführen konnte. Drey Tage und drey Nächte lauerte er im Dickigt des Forſtes, in welchem Otto, gewöhnlich ohne Gefolge, jagte. Am Morgen des vierten Tages kam endlich der Ritter . . . Seht, wie ſchlau er umherſchleicht, um das

schlanke Rehe, das eben vom Lager aufsprang, zu erreichen. Er spannt seinen Bogen. Er legt den Schaft der Armbrust an die Wange. Er will loskrücken. . . . Huh da fährt dem Ritter selbst ein scharfgeschliffener Pfeil durch das Bubenherz. Er stürzt zu Boden, wälzt sich hin und her und haucht seine schwarze Seele aus.

Durch die rächende Hand des Knechtes fiel er in der Blüthe der Jahre, und jeder Viedermann, der die Nachricht davon hörte, rief, die Augen gen Himmel gerichtet, frohlockend aus: Gott sey gelobt! O, meine Kinder, wenn Ihr einst Hausväter oder Hausmütter werdet, seyd nie hart, noch weniger unmenschlich, unbarmherzig gegen jene, welche ein unglückliches Schicksal zwang, Euch zu dienen. Betrachtet sie als Brüder und Schwestern, über die Euch nur der Zufall erhob; behandelt sie mit Güte und Schonung; fordert nie mehr von ihnen, als sie zu leisten im Stande sind; kurz, seyd so, wie Ihr wünschet, daß Euere Gebieter gegen Euch seyn möchten, wenn Ihr zu dienen gezwungen wäret. Beherzigt dabey fleißig das goldene Sprüchlein: „Wer dir als Freund nicht nützen kann, kann dir als Feind doch schaden!“ und — Ihr werdet Euch tausend Unannehmlichkeiten ersparen.

Nun, meine Lieben! kommt ein Auftritt anderer Art. Es ist ein Sterbebette. Der ehrwürdige Greis, der dort auf dem Stroh liegt, schien wohl nicht geböhren, sein Leben einst in einem so ärmlichen Zimmerchen, auf einem so harten Lager und im drückendsten Mangel zu enden; ja, wer ihm nur vor wenigen Jahren noch gesagt hätte: er würde am Ende seiner Tage Wohlthaten, große Wohlthaten aus den Händen des Mannes empfangen müssen, der ihm dort Arznei reicht, wahrlich den würde er, wo nicht ausgelacht, doch als einen falschen Propheten bemitleidet haben! Aber Reichthum und Ansehen schützen nicht vor Gefahren und Unglück. Reich, sehr reich war einst der arme Greis, den jetzt kein Bettler um seine ganze Haabe beneiden würde. Er besaß in Paris einen herrlichen Palast, hatte einige schöne Landgüter, jährlich mehr als zehntausend Thaler Einkünfte, war Graf und General, hielt sich Wagen und Pferde, und konnte hoffen, im Genuße dieses Wohlstandes zu bleiben bis an das Ende seiner Tage. Uplötzlich brach in Frankreich die Revolution aus, durch welche der König, Ludwig der Sechzehente, seines Thrones und seines Lebens beraubt wurde. Auch unser guter Graf sollte eingekerkert werden, weil man ihn der Anhänglichkeit an die vorige Regierungsform, und der Theilnahme an einer Verschwörung gegen die

neue Verfassung beschuldigte. Aber mit der Hülfe des redlichen, treuen Bedienten, der dort, eine Schaafe mit Arzney in der Hand, vor ihm steht, entfloß er in dem nemlichen Augenblicke, als die Wache in seinen Palast eindringen wollte. Beyde kamen glücklich an die Gränzen, und sie hatten nur noch eine Viertelmeile, bis zu dem ersten schweizerschen Dorfe, als ein Soldat von der Nationalgarde den alten Grafen erkannte und ihn nebst dem Bedienten gefangen nahm. Indessen fand der Letztere Mittel, zu entspringen. Der Graf aber wurde, nachdem man ihm sein Geld, seine Juwelen und Papiere hinweggenommen hatte, in einen finstern Kerker geworfen. Drey Tage und drey Nächte schmachtete er hier, ohne Speise, ohne Trank. In der vierten Nacht öffneten sich die Thüren des Gefängnisses und der Kerkermeister trat herein, ein Greis von siebzig Jahren. Herr, sagte dieser, ich komme, Sie zu retten. Morgen sollten Sie nach Paris geführt und dem Blutgerichte übergeben werden. Daß Ihr graues Haupt unter der Güllotine fallen würde, dieß können Sie selbst sich denken. Aber ich will keine Schuld haben an Ihrem Blute. Fliehen Sie. Ich sage dann, Sie hätten die Thüren erbrochen und . . . Gott wird mir diese Lüge vergeben. Die Schildwache vor dem Gefängnisse ist mit uns einverstanden. Niemand wird Sie aufhalten. &c.

Der Graf erstaunte. Alles war ihm ein Traum. Er wollte danken — aber treuherzig fiel ihm der Rertermeister in's Wort: Nicht mir, Ihrem rechtschaffenen Bedienten müssen Sie danken. Er hat durch seine Bitten, seine Thränen mich gerührt und durch sein Gold die Schildwache bestochen. Eilen Sie! Wenige Schritte von hier erwartet er sie. Der Graf gieng, fand seinen Retter an der Stelle, die man ihm angezeigt hatte, sank, Thränen des Dankes im Auge, in die Arme desselben, und glücklich erreichten Beide die Schweiz. Leben und Freyheit hatte nun der Graf gerettet, aber außer diesen besaß er auf der Welt nichts! Doch nein! Er besaß noch einen Schatz, der nie bösen Menschen zu Theil ward, einen rechtschaffenen, treuen Freund, seinen Bedienten. Herr Graf, sagte dieser brave Mann, und legte hundert blanke Louisd'or und zwei goldene Uhren auf den Tisch, Herr Graf, dieses Geld ist von jetzt an Ihr Eigenthum. In Ihrem Hause erwarb ich es. Ich war ein armer, verlassener Savoyarden Junge, hatte nichts zu brechen und nichts zu beißen, da nahmen sie mich auf, kleideten mich, ließen mich unterrichten und behandelten mich immer mit Nachsicht und Güte. Tausendmal wünschte ich im Stillen, Ihnen einen Theil dieser Wohlthaten vergelten zu können. . . Machen Sie mir das Vergnügen, und

lehnen Sie den kleinen Beweis der Dankbarkeit, den
 ich Ihnen hiemit gebe, nicht ab. Ist dieses Geld zu
 Ende, so soll noch meiner Hände Arbeit Sie näh-
 ren. . . Und er hielt Wort, der biedere Savonar-
 de. Als das Geld und der Werth der Uhren ver-
 zehrt waren, arbeitete er vom Morgen an bis Mit-
 ternacht, und brachte, was er im Schweiße des An-
 gesichtes erworben hatte, als ein Opfer der Dank-
 barkeit seinem Gebieter. Freylich war dieses wenig,
 aber es schützte doch Beyde vor dem Hungertode.
 Endlich erlag der unglückliche Graf dem Kummer
 über sein Schicksal. Er fiel in eine tödtliche Krank-
 heit. Da er die Hausmiethe nicht mehr bezahlen
 konnte, zwang ihn der harte Landmann, bey welchem
 er wohnte, in ein elendes Stübchen unter dem Dache
 zu ziehen, wo Stroh sein Lager und ein alter Mantel
 im starrenden Winterfrost seine Decke war. Wie
 ein dankbarer Sohn, pflegte auch jetzt der treue Be-
 diente des Kranken, und eben hat er seinen letzten
 Oberrock verkauft, um die stärkende Arzney zu bezah-
 len, welche er in der Hand hält, um den Sterben-
 den noch einmal zu erquickern. . . . O, meine Kin-
 der, vergesset dieses Sterbebette nicht. Es zeigt Euch,
 daß der Barmherzige immer Barmherzigkeit findet,
 und daß ein guter Herr auch gutes Gesinde macht.

Auf,

Aufgemerkt, meine Lieben! Ihr sehet vor Euch das Südmeer. Es ist ruhig, wie die Seele eines Biedermanns. Ein günstiger Wind schwellt die Segel des Schiffes, welches tanzend auf der Fläche desselben dahin schwebt. Die Matrosen schwingen die Hüte Himmelan und freuen sich der glücklichen Fahrt. Aber bald wird ihre Freude in Wehgeschrey sich verwandeln. Der Himmel trübt sich. Schwarze Gewitterwolken ziehen heran. Sie werden immer düsterer. Furchtbare Blitze zischen auf dem Gewässer. Der Donner rollt. Der Sturmwind heult. Jetzt schleudert er das Schiff Himmelan, jetzt liegt es in einem Abgrunde zwischen aufgethürmten Wellen. Denkt Euch, meine Kinder, das Entsetzen Alles, welche ihr Leben und ihre Haabe diesem zerbrechlichen Fahrzeuge anvertrauten. Wie die Matrosen arbeiten, die Segel einzuziehen und sich und das Schiff zu retten. Leute, welche nie noch an Gott und an Vergeltung jenseits des Grabes dachten, schlagen an ihre Brust und rufen aus: Vater im Himmel, sey uns gnädig! Immer wüthender wird der Sturm. Der Hauptmast bricht. Die schäumenden Wogen dringen in das Schiff und . . . wehe! wehe! jetzt wird es an eine verborgene Klippe geworfen und jede Hoffnung zur Rettung ist verlohren. Hunderte der Unglücklichen, welche auf demselben sich befanden, werden von den Wellen

verschlungen. Wer kann, ergreift ein Brett, oder Trümmer des Mastes, um sein Leben noch um einige Minuten zu verlängern. Dort hält Einer in dem rechten Arme ein Kästchen mit Goldstangen, während er mit dem linken durch die empörte Fluth sich durchzukämpfen bemüht ist. Gott im Himmel, ruft er aus, rette mich und den Schatz, den ich im Arme trage. Vergebens. Das Kästchen selbst zieht den Unglücklichen durch sein Gewicht in den Abgrund. Dort erscheint ein Anderer, im Schwimmen geübter als Jener. Er hält in der einen Hand ein langes Seil, an dessen andern Ende ein Faß befestiget ist. Gott im Himmel, ruft er aus, rette mich und dieses Faß mit Brandtwein. Vergebens. Der Unglückliche verwickelt sich in das verschlungene Seil und auch ihn verschlingt eine Woge. Hier schwimmt zwischen Leichen und Trümmern hindurch ein Dritter. Es ist der arme Robinson Crusoe, den ihr noch näher, als nur dem Namen nach kennen lernen müßet, falls Ihr ihn nicht bereits schon kennt. Er sucht weder ein Kästchen mit Gold, noch ein Faß mit Brandtwein, er sucht allein sein Leben zu retten. Und es gelingt ihm. Eine Welle schleudert ihn an das Ufer einer Insel. Freylich ist diese Insel unbewohnt. Aber der gute Robinson weiß sich zu helfen. Die Noth erweckt seinen Erfindungsgeist. Bald wird er Baumeister, Acker-

mann, Schütze, Schuster, Schneider. Alles durch eigenes Nachdenken, ohne Hülfe. O! meine Kinder, der Mensch kann vieles, sehr vieles, wenn er nur will. Aber leider will er gemeiniglich nur dann erst, wenn er muß! Glaubt mir, ich habe Mancherley aus dem Robinsonbüchlein des Kinderfreundes Campe gelernt. Leset es, ich bitte Euch, und fasset die guten Lehren, die in diese abentheuerliche Geschichte verwebt sind, recht tief in's Herz!

Aufgemerkt! Es kommt ein Mann, der einen Bären tanzen läßt. Seht, wie Alt und Jung zusammen laufen, den Tänzer zu sehen! Freylich tanzt er nicht so leicht und schön, wie Madame Wigano,*) aber er thut, was in seinen Kräften steht. Und ich denke, im Vorbengehen gesagt, das Sprüchlein sey sehr weise:

„Thu jeder das nur, was er kann!

„Ein kleiner Mann ist auch ein Mann!“

Es muß in der That viele Mühe gekostet haben, bis der Bär abgerichtet war, gegen seine Natur auf zween Füßen zu stehen. Könnte er sprechen, müßte er ungefähr folgende Rede an Euch halten: Kinderchen! Seht an mir ein Beispiel, was Unterricht und Erziehung vermögen. Kann ein Bär sogar tanzen lernen, wie weit könnet nicht Ihr erst

*) Die berühmteste Tänzerin unserer Zeit.

in den Wissenschaften kommen, worinn man Euch unterrichtet, vorausgesetzt, daß Ihr fleißig seyd und aufmerksam, und nicht, wie der leichte Schmetterling, von einem Gegenstande zu dem andern hüpfet! Ich war, als man mir Unterricht gab, unverdrossen und jetzt erndte ich die Früchte meiner Anstrengung ein. Sobald ich den Ton der Trommel und der Pfeife höre, richte ich mich empor und tanze nach der Weise, die mein Führer mich lehrte. Dergleichen kommen dann in Menge, bewundern und bezahlen meine Geschicklichkeit, und von dem, was ich auf diese Weise verdiene, nähre ich nicht nur mich selbst, sondern auch meinen Lehrer und seine Familie. O! Er gab sich viele Mühe, mich zu bilden. Denn, meines guten Willens ungeachtet, hatte ich anfangs einen sehr harten Kopf, und sehr plumpe, ungelentsame Füße. Jetzt hat er freylich an mir einen dankbaren Schüler und seine Mühe wird ihm täglich mit reichlichem Gewinn belohnt!“ Nicht wahr, meine Kinder, Ihr rasset die guten Lehren, die der Bär Euch gab, nicht unbenutzt an Eueren Ohren und Herzen vorübergehen? Jeder, der Euch etwas Gutes, etwas Angenehmes lehrt, hat Anspruch auf Euer Dankbarkeit, selbst wenn er, wie der Bärenführer, bey Eurer Unterweisung zugleich auch seinen eigenen Vortheil zur Absicht hatte.

Noch zeigte der Mann mit der Laterne den Kindern, die ganz Auge und Ohr waren, auf dem weissen Tuche manche andere Ausstritte aus dem menschlichen Leben, und vergaß nie, weise und gute Lehren an die Erklärung derselben anzureihen. Hier erschien eine treue Tochter, welche ihre schönen blonden, von Jedermann bewunderten Haare sich abschnitt und verkaufte, um ihre franke Mutter durch eine stärkende Arznei zu erquickern; Dort sah man einen Jüngling, der die Hälfte der Nacht hindurch Holz sägte, und andere niedrige Geschäfte verrichtete, um aus diesem, im Schweiße des Angesichtes errungenen Verdienste sich nützliche Bücher zu erkaufen, die ihm sein armer Vater anzuschaffen nicht vermochte; hier erblickte man einen Verschwenker, der das Brod vor den Thüren jener bettelte, denen er ehemals auf einen freundlichen Gruss kaum gedankt hatte; Dort fuhr ein Mann, der von armen Aeltern herkam, aber durch Geschicklichkeit, Rechtschaffenheit und Genie sich zu einer hohen Würde im Staate emporgeschwungen hatte, in einem Wagen mit vier Pferde und ehrfurchtvoll neigten Alle, denen er begegnete, vor ihm das Haupt.

Seyd ihr nun zufrieden, meine Kinder? fragte der Mann mit der Laterne, als die letzte Erscheinung

vorüber war. Alle klatschten in die Hände, und das Einzige, was sie auszusagen hatten, war: daß sie nicht die ganze Nacht hindurch zusehen und zuhören konnten. Man zündete die Lichter wieder an, Vater Schulze drückte dem Wundermann einen Thaler in die Hand, dankte ihm mit herzlicher Wärme für das Vergnügen, das er ihm und seinen Kindern gemacht habe, und zufrieden schieden beyde von einander.

II.

Der Blinde mit der Harfe

oder

der undankbare Sohn.

Nach einer Anekdote in: *Codicile sentimental et moral*, par Ducray - Duminil. 1794.

II.

Der Schluß mit der Karte

1797

Der ungenutzte Raum.

Das eine Ende ist: Cöthle's Monument et
musee, par Lantay - Dominik. 1797.

II.

Der Blinde mit der Harfe

der undankbare Sohn.

Eine glänzende Gesellschaft von jungen Männern und Frauensimmern war bey dem Hofrath von Berg in Wien versammelt. Eben wollte man sich niedersetzen, um den langen Winterabend mit Spielen zu verändeln, als ein Wagen, mit zween Rappen bespannt, vor der Hausthüre hielt und Werner, ein junger Rechtsgelehrter in das Zimmer trat. Die ganze Gesellschaft freute sich über die Ankunft desselben. Denn überall war er willkommen, weil er seine Weltsitte und die Gabe der Unterhaltung besaß und dabey für einen Mann von vorzüglicher Geschicklichkeit galt. Auf die Frage: warum er nicht früher gekommen sey? erzählte er: Ein blinder Vater habe ihm eine Streitsache mit seinem Sohn übertragen. Der Sohn, fuhr er fort, weigert sich, dem un-

glücklichen Greisen den Jahrgehalt zu bezahlen, den er demselben für die Abtretung seines ganzen Vermögens versprach. Im Elend schmachtet nun der Vater, und in Saß und Brauß, wie der reiche Mann im Evangelium lebt der Sohn. Aber ich werde den Niederträchtigen züchtigen und dem gebeugten Vater nicht bloß Gerechtigkeit, sondern auch Rache verschaffen.“

Die ganze Gesellschaft pries den Eifer des jungen Rechtsgelehrten; Hofrath von Berg aber drückte ihm mit deutscher Herzlichkeit die Hand, und versicherte ihn seiner wahren Verehrung. „Wehe, setze er hinzu, dreymahl Wehe dem Sohne, der seinen Vater verachtet. Früher oder später wird ihn die Rache Gottes und der Haß der Menschen treffen.“

Man setzte sich nun nieder zum Spiele. Haufen Goldes und Silbers lagen auf dem Tische. Werner gewann.

Auf einmal ertönte unten im Hofe der Klang einer Harfe, und eine männliche Stimme sang dazu ein trauriges Lied, welches die Leiden der Blindheit schilderte und gefühlvolle Herzen zum Mitleid aufforderte. Als das Lied geendiget war, rief der Harfenspieler im bittenden Tone: „Dem armen blinden Mann eine milde Gabe, um Gottes willen!“

„Der Mann spielt die Harfe mit vieler Ge-

schicklichkeit, sagte der Hofrath. Wie war es, wenn ich ihn herauf rief? Er würde uns unterhalten und — wir würden ein Werk der Barmherzigkeit thun? Sie gewinnen heute, Herr Werner... Ich weiß, von Ihnen allein hätte der arme Mann einige Thaler zu hoffen. Sie sind ja der Schutzpatron der Blinden! Die Gesellschaft gab dem Vorschlage ihren Beyfall und der Harfenspieler ward berufen. Er erschien. Es war ein Greis mit schneeweißen Haaren. An der Hand eines kleinen Knaben wankte er herein. In seinen Gesichtszügen waren Redlichkeit und Kummer unverkennbar. Mit Theilnahme betrachteten ihn die meisten aus der Gesellschaft und mit eben so vieler Theilnahme hörten sie der Wiederholung seines Trauergesanges zu. Gerührten Herzens näherte sich ihm der biedere Hofrath, ergriff ihn bey der Hand und fragte: Ob er lange schon blind sey?

Der Blinde. Seit zwey Jahren, guter Herr! Ach, ich glaubte wohl nicht: daß ich noch das Mitleid Anderer würde suchen müssen. Geben sey seliger, als nehmen, dachte ich immer; arbeitete wacker, Gott segnete meinen Fleiß und ich könnte einst manchem Leidenden seine Thränen abtrocknen. Jetzt ist es Anders. Gott hat es so gewollt, sein Name sey gepriesen!

Der Hofrath. Was für ein Gewerbe treibet Ihr?

Der Blinde. Ein sehr nützliches. Ich war Schustermeister auf einem Dorfe, hatte reichen Verdienst, weil ich ein ehrlicher Mann war und gute Arbeit lieferte, und konnte mir nach wenigen Jahren ein kleines Gütchen kaufen. Alles gelang mir, denn ich unternahm nichts, was ich nicht verstand und lebte, als ich einiges Vermögen besaß, so sparsam, wie damals, wo ich auf Gottes Erdboden nichts hatte, als eine baufällige Hütte und ein kleines Gärtchen. Wenn meine Nachbarn in der Schenke sich herumtummelten, ergriff ich zur Erholung die Harfe, die ich als Knabe schon zu spielen gelernt hatte, oder las ein geistreiches Buch. . . .

Der Hofrath. Aber wer stürzte Euch in das Elend, in welchem Ihr jetzt schmachtet?

Der Blinde. Wer? Ach Gott . . . mein eigener Sohn . . . Ja, mein eigener, mein einziger Sohn; herrlich und in Freuden lebt er jetzt, während ich mein erbteltetes Stück Brod mit blutigen Thränen weze.

Der Hofrath. Ist es möglich? Euer eigener Sohn? Und er lebt im Wohlstande, sagt Ihr?

Der Blinde. Ja; durch die Erziehung, die ich ihm gab, bahnte ich dem Undankbaren zu Reichthum und Ehre. Jetzt ärndtet er die Früchte dessen ein, was ich für ihn aufopferte und . . . verachtet mich!

Der Hofrath. Schrecklich! Schrecklich!

Der Blinde. Um ihn auf der Universität unterhalten zu können, entzog ich mir Alles, Alles, was der Mensch zu entbehren vermag. Er schafte sich eine Büchersammlung an und ich verkaufte einen Acker, sie zu bezahlen. Er kleidete sich kostbar, fiel in die Hände falscher Spieler, stürzte sich in Schulden, und ich verkaufte zwei schöne Kleewiesen und rettete ihn aus den Händen der Gläubiger. Er wollte die Doktorswürde annehmen, und dann in der Hauptstadt als Rechtsgelehrter sich niederlassen, und ich verkaufte den Ueberrest meiner Güter, verkaufte selbst mein Haus und gab ihm den Erlös. O dachte ich, wenn nur dein Ferdinand erst glücklich ist, dann wirst du es auch seyn. Auf den Händen wird er dich tragen, wird deiner pflegen und dich ehren im Alter und dir einst mit Thränen die Augen andrücken. So dachte ich, und . . . Alles, was ich aufopferte, kostete mich nicht einmal einen Seufzer . . . Aber ach . . . wie fürchterlich ward ich getäuscht . . . Kaum hatte sich mein Sohn in der Hauptstadt niedergelassen, kaum sich durch seine Schmeicheleyen Gönner und durch seine Geschicklichkeit einen Ruf erworben, als er anfing, meiner sich zu schämen. Niemand sollte es wissen, daß er nur der Sohn eines ehrbaren Schulsterns sey. Er wollte für einen Mann von vornehmer

Gebürt angesehen seyn. Die Armuth, in welche ich mich freywillig, aus Liebe zu ihm, gestürzt hatte, war in seinen Augen eine Ursache mehr, mich gering zu schätzen. Nun dachte der Undankbare, dessen Herz durch einen gränzenlosen Stolz beherrscht und mit jedem Tage härter und gefühlloser wurde, nur auf Mittel, mich ganz von seinem Angesichte zu verbannen. Der Trübsinn, in welchen diese Mißhandlung mich stürzte, gab ihm bald Anlaß, seinen grausamen Zweck zu erreichen. Ach... guter Herr, Sie werden es kaum glauben und doch ist es so wahr, so wahr, als mein Elend! Der hartherzige Sohn erklärte mich als einen Verückten und übergab mich einem eben so hartherzigen Baader auf dem Lande. Dieser warf mich in ein finsternes, mit Gittern verwahrtes, feuchtes Zimmer, schlug mich, wenn ich im Uebermaasse des Elendes verzweiflungsvoll zu Gott empor schrie, ließ mich im Unrathe beinahe ersticken und . . . hier erlöschte allmählich das Licht meiner Augen. Unvermuthet starb dieser mein Peiniger. Ich benützte die Verwirrung im Hause, und entfloh. Noch konnte ich, obgleich dunkel, die nächsten Gegenstände unterscheiden. So kam ich in das nächste Dorf. Mein ganzes Vermögen war eine Dukate, welche ich längst schon als einen Nothpfennig in das Unterkleid eingenäht hatte. Um dieses Geld kaufte ich eine Harfe. Der Knabe hier,

ein armer Waise, erbot sich mir zum Führer. Ich nahm ihn an. Denn wenige Tage nach meiner Flucht, verlor ich den letzten Strahl des Augenlichtes. Unter seiner Leitung kam ich hieher. Des Tages verberge ich mich, damit mein Sohn mich nicht entdecke und aufs neue mir die Freyheit raube. Nur des Nachts wage ich es, durch meinen Klaggesang das Mitleid glücklicherer Menschen zu erwecken.

Thränen entsürzten dem Greisen während dieser Erzählung. Der Hofrath war erschüttert. Mit edlem Unwillen drang er in den unglücklichen Vater, ihm den Namen des grausamen Sohnes zu entdecken. Aber vergebens. Ich will, sagte jener, nicht Böses vergelten mit Bösem, will ihn nicht der Schande und Verachtung Preis geben. Freylich verdient er keine Schonung. Aber er ist mein Sohn, er ist noch in meinem Herzen und sterbend will ich ihn noch segnen!

Werner ward bleich, wie ein Marmorbild, als er den Greisen sah und hörte. Die ganze Gesellschaft, welche während der Erzählung die Karten ruhen ließ, bemerkte dieses. Indessen hielt man es für ein Zeichen gefühlvoller Theilnahme und bewunderte das Herz, das fremden Leiden so leicht sich eröffne. Aber die Bewunderung gieng in Erstaunen über, als der Hofrath rief: „Herr Werner! Auch dieses misshan-

delten blinden Vaters müssen Sie sich annehmen“ und der Greis mit einem lauten Schrey aufstand: „Jesus! ich bin verlohren! Mein Sohn ist hier!“

Raum war dieser Ausruf geschehen, so fuhr Werner gleich einem Rasenden auf, rief: Wehe dir, Vater! Du hast mein Glück gemordet! Eilte, ohne Hut und Stock, hinweg und ließ die Gesellschaft wie versteinert dastehen. Erst nach einigen Minuten erhohlte man sich wieder. Ununterbrochen jammerte der arme Greis: „Ich bin verlohren. Mein Sohn hat mich erkannt!“ Nur mit vieler Mühe vermochte es der Hofrath, ihn zu beruhigen. Vater, unglücklicher Vater, sagte der rechtschaffene Mann, von diesem Augenblicke an gehört Ihr mir zu. Ich will Euer Sohn seyn. Von meinem Tische sollt Ihr essen, von meinem Weine sollt Ihr trinken. Ich will Euch die Augen zudrücken, wenn ihr sterbet. Zum Ersatz aber solltet Ihr mich lehren: Beleidigungen vergeben und Jene lieben, die mich hassen und verfolgen.

Alle Mitglieder der Gesellschaft äußerten nun ihren gerechten Zorn über den jungen Werner, und schwuhren, nie wieder Umgang mit einem Menschen zu haben, der größerer Verbrechen schuldig sey, als Mancher, der auf dem Rade liege oder unter dem Hochgerichte modere. Undantbarkeit überhaupt ist schon

schon ein verabscheuungswürdiges Laster, sagte der Eine; aber Undankbarkeit gegen einen so guten, redlichen Vater ist ein Greuel vor Gott und den Menschen. Und... fiel ein Mädelar in's Wort... erinnern Sie sich noch: mit welcher scheinbaren Bitterkeit er immer gegen Undank und Härtherzigkeit sprach? Wie schlaun er Tugenden zu heucheln verstand, die er nicht besaß? Und, fuhr der Hofrath fort, zu all diesen Lastern, zur Undankbarkeit, zur Herzenshärte, zur Heuchelei, zur Grausamkeit brachte ihn allein der Ehrgeiz, die Sucht: zu glänzen, und mehr zu scheinen, als er war. Durch diesen falschen Ehrgeiz hat der Vater einen Sohn und der Staat einen talentvollen Bürger verloren, und — o wie manches Unglück für ganze Familien kam schon aus dieser Quelle; einer Quelle, die zum verheerenden Strom wird, wenn man ihr nicht frühe einen engen Damm entgegen stellt.

Bald erfuhr der junge Werner die Folgen seiner Entlarvung. Man floh ihn überall, gab ihm überall, wo die Geschichte bekannt wurde, Beweise der Verachtung, und erwähnte seiner Kenntnisse nur, um sogleich hinzuzusetzen: „daß die bewunderungswürdigsten Talente für die menschliche Gesellschaft ohne wahren Nutzen seyen, wenn nicht

ein guter, rechtschaffener Charakter mit denselben sich vereinige.“

Werner suchte endlich eine Stelle als Beamter, zu welcher er alle Fähigkeiten besaß. Aber der Kaiser gab sie ihm nicht, mit der Bemerkung: „daß ein Sohn, der seinen Vater verachte, auch die Gesetze nicht ehren werde.“ Ein Mann, der um seiner Kenntnisse und Geschicklichkeit willen eine ehrenvolle Anstellung hoffen durfte, sein ganzes Leben hindurch zurückgesetzt, weil er die ersten Pflichten des Menschen: kindliche Liebe und Dankbarkeit ver-
letzt hatte.

III.

Der Abend = Spaziergang

oder

Versprechen muß man halten.

Nach: La Fidélité à sa parole in Livre de famille
par Berquin.

III.

Der Abend-Spaziergang.

oder

Versprechen muß man halten.

Un wem ist heute die Reihe, mit mir spazieren zu gehen? fragte Pfarrer Verchenfeld seine Kinder, und nahm Hut und Stock in die Hand. Es war ein schöner Sommerabend. Ein wohlthätiges Gewitter hatte die schwüle Luft abgekühlt. Süßer düfteten die Wiesenblumen, froher sangen die Vögel in den Wipfeln der Bäume voll reifenden Obstes; freyer athmeten die Menschen, und wer Empfindung hatte, blickte bewundernd und dankvoll empor zu dem, der den Blumen den Duft, den Vögeln den Gesang und den Bäumen das Obst gab.

Die Abend-Spaziergänge waren gewöhnlich ein Fest für jene Mitglieder der zahlreichen Kinderfamilie des Pfarrers, welche die Ordnung traf, ihn begleiten zu dürfen, und wer nicht bloß durch die abwechselnde Reihe, sondern gar zur Strafe davon ausge-

schlossen wurde, der weinte gewiß so heftig, als wenn er einen lieben Freund verlohren hätte. Oft gab eines der Kinder dem anderen sein Lieblings-Spielgeräthe, um an der Stelle desselben den allgeliebten Vater begleiten zu dürfen. Und dieser Fall trat auch jetzt ein. Die Reihe des Spazierengehens traf die kleine muntere Luise und den ernsthaften aber großmüthigen Adolf. Frohen Angesichtes kamen beyde auf die Frage des Vaters hervor und kündigten sich als Begleiter desselben an. Düsteren Blickes aber stand Otto in eine Ecke. Wie hatte er sich so sehr in's Freye gesehnt, als an diesem schönen Abend, und mit Freuden hätte er etwas Anderes aufgeopfert, um die Erfüllung seines Wunsches damit zu erkaufen. Theilnehmend näherte sich ihm Adolf und fragte ihn um die Ursache dieses Trübfinns. Otto erzählte sie und endete mit dem Vorschlage: Adolf möchte ihm die Freude, spazieren zu gehen, für diesen Abend abtreten. Ich will dir, fügte er hinzu, zum Ersatz ein anderes Vergnügen machen.

Adolf. Und welches?

Otto. Du wünschtest schon lange mein Wachtelpfeifchen zu haben. . . Ich gebe dir's.

Adolf. Eingeschlagen und ein heiteres Gesicht gemacht! Ich bleibe zu Hause. Wo ist das Pfeifchen?

Otto. Ich hab' es nicht bey mir.

Adolf. So kannst du es hohlen. Es sind nur zween Schritte in dein Zimmer.

Otto. Sobald wir zurückkommen, fugs erhältst du es. Schulmeisters Frize hat es mit sich genommen in's Roggenfeld und noch diesen Abend bringt er mir's wieder.

Adolf. Das ist etwas Anders! Du bleibst also zu Hause.

Otto. Wenn du aber das Pfeifchen heute noch erhältst?

Adolf. Dieß ist sehr ungewiß. Kurz, Brüdchen! Entweder, du giebst mir das Pfeifchen, fest, oder . . .

Otto. Du bist auch sehr hart. Wie kann ich dir geben, was ich selbst noch nicht habe?

Adolf. Ich bleibe bey meinem Worte. Entweder . . . oder . . .

Der Vater. Du bist sehr eigensinnig, Adolf. Wenn Otto dir das Pfeifchen verspricht, so wirst du es gewiß auch erhalten. Einige Stunden früher oder später, darauf wird es dir doch nicht ankommen?

Adolf. Gewiß nicht! Aber Otto hält sehr selten, was er verspricht. Noch gestern erst versprach er mir zwei Birnen für eine schöne Nelke, die ich in meinem Gärtchen gepflanzt hatte. Mamma gab ihm die Birnen. Aber er aß sie selbst und lachte mich noch aus, zum Danke für mein Vertrauen.

Otto. Nun, die Wachtelpfeife werd' ich doch wahrlich nicht essen?

Adolf. Aber behalten und meiner gutmüthigen Einfalt spotten!

Der Vater. Wenn dieses wahr ist, so hat Adolf volles Recht, so zu handeln, wie er handelte. Denn wer seinem Worte nicht getreu ist, dessen Versprechen sind falsche Münzen, die Niemand annimmt. Verwundere dich also nicht über das Mißtrauen deines Bruders. Antworte mir bestimmt: Kannst du ihm das Wachtelpfeifchen auf der Stelle geben oder nicht?

Otto. Nein! ich hab' es Fritzen auf den ganzen Tag geliehen.

Der Vater. So kann ich dir nicht helfen. Du mußt zu Hause bleiben. Uebrigens wünsche ich, daß dir dieser Vorfall die Lehre einprägen möchte: in Zukunft immer redlich zu halten, was du versprichst.

Otto. Aber, lieber Papa . . .

Der Vater. Kein Wort weiter. An mir ist jetzt die Reihe, mit dir zu reden. Weil du gestern deinem Bruder die Birnen nicht gabst, die du ihm versprachst, so wirst du sie ihm heute geben. Dann wirst du zur Strafe, daß du dein Wort brachest, dreymal, wenn dich die Ordnung trafe, spazieren zu gehen, hübsch zu Hause bleiben.

Alle Kinder staunten über diese Strafe, die ihnen zu strenge dünkte für Otto's Fehler. Der Vater bemerkte dieses. Ihr glaubt, fuhr er voll Ernstes fort, Otto sey zu hart bestraft? Ich lese so etwas in Eueren Blicken. Ihr irrt Euch. Nichts setz einen Menschen so sehr in der Achtung seiner Mitmenschen herab, nichts führt leichter in die unangenehmsten Verlegenheiten, als eben dieser Fehler, dessen Otto sich schuldig machte. Nicht wahr, Ihr nennet den einen sehr niederträchtigen Menschen, der das Eigenthum eines Andern antastet? Nun... ist der besser, der etwas, das er zu geben versprach, nicht giebt, sondern gegen sein Wort behält? Denn, merket es wohl! in dem Augenblicke, da Ihr einem Andern etwas, sey es ein Wachtelpfeifchen oder was es immer seyn mag, zu geben versprechet, in dem nemlichen Augenblicke hört es auf, Euer Eigenthum zu seyn und wird Eigenthum des Andern. Nicht wahr, Otto, hättest du das Wachtelpfeifchen bey der Hand gehabt, so hättest du es ihm gegeben und es wäre von jezt an sein Eigenthum?

Otto. Ja!

Der Vater. Weil du es aber nun nicht bey der Hand hast und folglich nicht geben kannst, so versprichst du: dasselbe in dem ersten Augenblicke, wo man dir's wieder zurückstellen würde, deinem Bru-

der zu geben. Du willst also, daß er sich schon jetzt als Besitzer desselben betrachte, und dir, als wenn er es wirklich empfangen hätte, sein Recht, mich zu begleiten, dafür abtrette?

Otto. Ja! So haben wir gehandelt.

Der Vater. Aber dein Bruder kann nur dann sich jetzt schon als wirklichen Besitzer betrachten, wenn er überzeugt seyn kann, daß du dein Versprechen wirklich erfüllen werdest? Wie sollte er aber davon überzeugt seyn können, da du ihm gestern die Birnen, die du ihm auf gleiche Weise versprochen hattest, nicht gabest?

Otto. O! diesmal will ich gewiß, gewiß mein Wort halten.

Der Vater. Wie kann aber dein Bruder wissen, ob du es wirklich in diesem Fall halten werdest? Sieh', Otto: wer einmal als ein Mensch bekannt ist, der nicht erfüllt, was er verspricht, den behandelt man gerade so, wie einen Menschen, der als — ein Lügner bekannt ist. Man glaubt dem Letztern selbst dann nicht, wenn er die Wahrheit sagt, und... wer einmal im Rufe steht, daß er leicht sein Wort breche, der findet selbst dann kein Zutrauen, wenn er wirklich festen Sinnes ist, zu erfüllen, was er versprochen hat. Welche Schande für dich, mein Sohn, wenn man auf deine Versprechungen nicht mehr und nicht

weniger achtet, als auf die Worte eines erklärten Lügners?

Otto weinte. Er fühlte tief, wie sehr der Fehler, den er begangen hatte, erniedrige und entehre. Mit aufrichtiger Reue versprach er, desselben nie wieder schuldig zu werden. Es ist gut, fuhr nun der Vater im sanfteren Tone fort, daß du dir für die Zukunft ähnliche Demüthigungen, wie die heutige war, ersparen willst. Hast du dir einmal wieder den Ruf erworben, daß du pünktlich erfüllst, was du versprochen habest, dann wird man schon dein Wort allein, wie die Sache selbst ansehen und ich werde mich freuen, daß ich dein Vater bin. Aber... wehe dir, wenn du fortfahren solltest, mit deinem Worte, wie mit einem Balle zu spielen. Selbst deinen feyerlichsten Bethörungen wird man dann nicht mehr glauben, und ich werde mich schämen, daß du mir angehörst!

Otto. O! wie unglücklich würde ich seyn!

Der Vater. Von dir allein hängt es ab, es nicht zu werden. Ich hatte einen Schulfreund, der bloß dadurch, daß er leicht sein Wort brach, sich in die unangenehmsten Verlegenheiten und in große Verachtung stürzte, ob er gleich um seiner Talente willen auf Glück und Ehre Ansprüche hätte machen können. Niemand vertraute ihm, wenn ihn Man-

gel an Geld brückte, das Geringste an; bey nahe Niemand wollte ihm, da er als ein geschickter Rechtsgelehrter in seiner Vaterstadt zu praktiziren anfieng, Geschäfte übergeben; selbst Freunde und Verwandte flohen ihn, weil er die Hochachtung guter und weiser Menschen verscherzt hatte. Bey jedem Versprechen, war es auch noch so feyerlich, tönte ihm die demüthigende Frage entgegen: „Ist es auch wahr? Werden Sie dießmal wenigstens Ihr Wort halten?“ So tief hatte diese böse Gewohnheit in dem Karakter des jungen Mannes Wurzel geschlagen, daß ihn nur das unabsehbare Elend, welchem sie ihn entgegen führte, von derselben nach und nach heilen konnte. Aber Jahre giengen vorüber, ehe er wieder das verlorne Vertrauen seiner Mitbürger gewinnen konnte. Denn nichts wird leichter verlohren, als die Achtung, und nichts so schwer wieder gewonnen.

Otto. Verzeihung, lieber Vater, um Gottes Willen Verzeihung! Gewiß, ich werde nie, in meinem Leben nie wieder so leichtsinnig handeln!

Der Vater. Dann wirst du die tausenderley Verdrüßlichkeiten, tausend unangenehme Stunden erfahren und — frühe schon die Früchte deines Entschlusses reifen sehen. Erinnerst du dich noch des

Wirthes zu Friedenheim, bey welchem wir einkehrten, als wir in die Stadt reisten?

Otto. O ja! Sie bewunderten die Ordnung und Reinlichkeit, die wir in seinem Hause fanden, ließen sich die ganze Einrichtung zeigen, und als wir abreisten, nicht wahr, da umarmten Sie ihn, und nannten ihn einen braven Mann!

Der Vater. Eben dieser! Sieh, Otto, der Mann, den die ganze Gegend umher nicht nur für einen braven, sondern auch für einen sehr reichen Bürger hält, dankt sein Glück größtentheils der unerschütterlichen Treue, mit welcher er immer pünktlich erfüllte, was er versprach. Seine Eltern starben, als er noch ein Kind war und hinterließen ihm auf der weiten Erde nichts, was er sein nennen konnte. Er ward in einem Waisenhaus erzogen, und als er vierzehn Jahre alt war, von einem Gastwirthe endlich als Aufträger angenommen. Hier zeigte er sich aber bald als einen braven Jungen, war unermüdet in seinen Geschäften, treu und redlich, und, wie ich eben sagte, so gewissenhaft, daß er lieber sein letztes Hemde hinweggegeben, lieber Tagelohn gebuhgert, als eine gegebene Zusage nicht gehalten hätte. Deswegen galt auch im ganzen Hause sein Wort so viel als ein Eid und Jedermann schätzte und liebte ihn deswegen. Als er nun älter wurde, bot ihm der

Wirth selbst eine beträchtliche Summe Geldes an, um den Gasthof zu Friedenheim zu erkaufen, welcher eben feil geboten wurde. Du wirst es mir wieder zurückgeben, sagte der Wirth, so bald du kannst. Einer Handschrift bedarf ich nicht, dein Wort ist mir Unterpfandes genug.

Müller, so heißt der brave Mann zu Friedenheim, versprach, die Summe in gewissen Fristen zurückzubezahlen, und mit äußerster Pünktlichkeit erfüllte er dieses. Eine solche Handlungsart erwarb ihm das Zutrauen Aller, mit welchen er Geschäfte hatte, und bei allen Unternehmungen konnte er auf Unterstützung von seinen Bekannten rechnen. Hatte er jemand eine Dienstleistung, eine Gefälligkeit zugesagt, so war ebenfalls nichts in der Welt im Stande ihn daran zu hindern. Er drohte selten. Aber wenn er Ursache hatte, dieses zu thun, so erfüllte er auch seine Drohungen eben so genau, wie das, was er versprach. Und so wurde er zu gleicher Zeit von den Rechtshaffenen geliebt und von den Bösen gefürchtet. Jetzt erndtet er die Früchte des Vertrauens ein, welches man auf ihn setzte. Der Gasthof ist frey von Schulden, vortreflich eingerichtet, stark besucht und der rechtshaffene Müller lebt kummerlos in dem blühendsten Wohlstande. Hätte er die böse Gewohnheit gehabt, mit seinem Worte leichtsinnig zu spielen, wie mein Schulfreund, so wäre Armuth auf der einen und Verachtung auf der andern Seite sein Loos gewesen.

Tief prägten sich die Erzählungen des Vaters in das weiche, jedem Eindruck offenen Herz des gedemüthigten Otto's ein und bewahrten ihn, daß er nicht wieder in seinen Lieblingsfehler fiel.

IV.

Machmud und sein Vater.

Nach einer Erzählung in; Nouveau Mélanges. Bouil.
lon 1781.

Abrechnung und kein Fehler.

Es ist eine Geschichte in New York, New York, New York.

IV.

Machmud und sein Vater.

Eine Morgenländische Erzählung.

Machmud war arm, ärmer als keiner seiner Nachbarn. Er wohnte in der elendesten Hütte; Sturm und Regen drangen durch die Rissen derselben, und weckten ihn oft aus dem Schlafe, den er so redlich verdient hatte. Denn man kannte in ganz Konstantinopel, wo er sich aufhielt, keinen thätigeren, unermüdeteren Mann, als er war. Ehe noch der Tag graute, stand er schon in dem kleinen Gärtchen, das nahe an seiner Hütte lag, und arbeitete dort, daß ihm schon der Schweiß von der Stirne herabrieselte, wenn die Sonne hervorgieng. Kaum hatten dann die Kaufleute ihre Gewölbe eröffnet, so eilte er dahin, und trug, um einen geringen Lohn, schwere Lasten an den Seehaven oder holt sie dort ab, oder verrichtete andere Arbeiten mit eben so vieler Treue als Geschicklichkeit. Mit dem, so schwer erworbenen Taglohne ernährte er nicht nur sein junges Weib, son-

bern auch seinen Vater, einen Greisen von achtzig Jahren. Nie hörte man eine Klage von ihm; nie sah man eine Falte des Mißvergnügens auf seiner Stirne, bis ihm ein Sohn gebohren wurde. Jetzt änderte sich auf einmal Mahmuds gute heitere Laune.

Sein Auge trübte sich, und oft entfielen ihm Thränen, wenn er auf den kleinen Säugling herab blickte, der kein anderes Bette hatte, als dürres Moos, keine andere Decke im Winterfrost, als ein zerrissenes Unterkleid seiner Mutter. Ach! sagte dann der gerührte Mahmud, Ach! du bist zum Unglücke gebohren, armes Kind. Wie ich, wirst du einst vom Morgen bis zum Abend arbeiten müssen und dann dich nicht einmal satt essen, nicht einmal kleiden, nicht einmal ungestört schlafen können in der morschen Hütte. Vielleicht — o, nicht vielleicht, gewiß verwünschst du mehr als einmal den Vater, der dir das Leben gab. Denn wer kann mir dafür stehen, daß du dein hartes Schicksal so leicht ertragen lernst, wie ich?“

Tag und Nacht dachte nun Mahmud einzig und allein auf Mittel, wie er sich eine bessere Lage und dem kleinen Liebling seines Herzens für die Zukunft ein glücklicheres Loos verschaffen könnte. Jetzt ward ihm zum erstenmal sein alter, eisgrauer Vater zur Last. Könnte ich, sagte er zu sich selbst, nur

einstweilen das für mein Kind zurück legen, was er mich kostet. Sey es auch noch so wenig, immer ist es am Ende des Jahres doch ein hübsches Summen!

Anfangs fuhr Mahmud freylich bey diesem unseligen Gedanken zusammen. Aber immer kam er ihm wieder, und endlich ward doch der Entschluß gefaßt, den armen Greisen zu verstoßen. Denn der Blitz ist nicht so schnell, als der Uebergang vom Guten zum Bösen.

In Konstantinopel sind mehrere Hospitäler für schwache, dürstige Greise. Hier sollten sie, nach der Absicht der wohlthätigen Stifter, gut genährt und versorgt werden. Aber durch den Eigennutz und die Nachlässigkeit der Aufseher und Verwalter kamen diese schönen Anstalten so weit herunter, daß Jeder zittert, den das Unglück zwingt, die Aufnahme in dieselbe zu suchen. Noch vor wenigen Monaten hatte Mahmud selbst, mit einer Thräne im Auge die armen Greise bedauert, die dort Hunger und Mißhandlungen erdulden mußte, und jetzt zwang er selbst seinen Vater, sich dahin zu begeben.

Der Alte sank vor Schrecken zu Boden, als ihm diese Nachricht angekündet wurde. Zu gehen vermochte er ohnedies kaum mehr. Mahmud nahm ihn daher auf den Rücken und trug ihn so gegen dem nächsten Hospitale zu. Auf dem halben Wege ruhte er aus. Die Last war ihm zu schwer.

Bis dahin hatte der verstossene Greis immer geweint. Mahmuds Haare waren durchnäßt von seinen Thränen. Auf einmal verstummten jetzt die Seufzer und die Thränen verstiegen. Nachdenkend stierte der Alte eine Zeitlang vor sich hin, dann streckte er seine dünnen, zitternden Hände aus und schlang sie um Mahmuds Nacken. Ich vergebe dir, mein Sohn, sagte er und drückte ihn fester an das

Hertz! Ich vergebe dir. Denn ich habe diese Mißhandlung verdient. Heute vor fünf und vierzig Jahren trug ich deinen Großvater eben so in das Armenhaus, wie du mich jetzt hinträgst. Ich blieb ungerührt bey seinen Seufzern, ungerührt bey seinen Thränen. Ich war undankbar gegen ihn, wie du es jetzt gegen mich bist und wie es einst dein Sohn vielleicht gegen dich sein wird. Machmud! Machmud! Gott ist gerecht. Keine unserer Handlungen bleibt ihm verborgen. Früher oder später vergilt er das Gute wie das Böse. Gelobt sey sein heiliger Name!

So sagte der Greis, warf sich nieder auf die Erde, küßte sie, und betete den Ewigen an, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt.

Machmuds Hertz ward gerührt und erschüttert. Er sah das Schreckliche, das undankbare seiner Handlung nicht bloß ein, sondern suchte es auch zu vergüten, lud den Alten wieder auf seinen Rücken, kehrte zurück mit ihm in seine Hütte und verdoppelte von diesem Augenblicke an seine Sorgfalt und seine Liebe für denselben. Der Gedanke, daß ihm der achtzigjährige Vater eine Last sey, kam nicht mehr in seine Seele; hingegen arbeitete er mit desto größerer Anstrengung und Alles gelang ihm besser als vorher. Ein armenischer Kaufmann vertraute ihm bald darauf eine kleine Geldsumme, mit welcher er einen Handel anfieng und nach wenigen Jahren hatte er jenen mäßigen Wohlstand erreicht, den er aus väterlicher Sorgfalt sich gewünscht hatte.

So wird oft die süßeste aller unserer Pflichten, die kindliche Liebe belohnt. Erhalten wir aber auch diese Belohnung nicht immer, so giebt uns schon der Gedanke: daß wir diese heilige Pflicht mit Treue erfüllt haben, eine Beruhigung, eine innere Freude, die mehr ist, als Reichthum und Schätze.

V.

Flucht, Abenteuer und Reue
des
ungehorsamen Karls.

Nach einer Erzählung in: Petite Bibliotheque des
enfants, par Blanchard.

V

Stände und Stände

22

Stände und Stände

Stände und Stände

Stände und Stände

V.

Flucht, Abenteuer und Neue des ungehorsamen Karls.

Herr Wagner, ein reicher Gutsbesitzer im Württembergischen, hatte zweien Söhne, die aber in Rücksicht der Sitten einander so wenig glichen, als Rosen und Disteln. Wenn eine Mutter in dem Dorfe, wo Herr Wagner wohnte, ihre Kinder ermuntern wollte, so sagte sie: „Werdet fromm, gesittet und gefällig, wie Wilhelm Wagner.“ Wolte man aber einen unartigen, ungehorsamen, leichtsinnigen Knaben beschimpfen, so nannte man ihn einen Menschen, der dem allgemein gehassten Karl Wagner gleiche. Während alle Kinder des Dorfes den guten Wilhelm liebten, und kein Vergnügen kannten, welches er nicht mit ihnen theilte, flohen sie den Umgang Karls, wie man einen Menschen flieht, der an einer ansteckenden Krankheit leidet. Und sie hatten Recht. Keine Krankheit steckt so leicht und so schnell an, als böse Sitten. Herr Wagner und seine Gattin wein-

ten oft heiße Thränen, daß sie Aeltern eines Kindes waren, auf welches weder Ermahnungen und Beispiele noch Warnungen wirkten. Karl sah die Thränen fließen, kannte die Ursache derselben, und blieb entweder ungerührt, oder wenn ihm auch für einige Augenblicke das Herz ängstlicher schlug, so trieben ihn bald Leichtsinns und Gewohnheit wieder zu seiner vorigen Lebensweise.

Karls liebster Zeitvertreib war, Vorübergehende mit Steinen zu werfen, Kiesel in die Fenster der Nachbarn zu schleudern, junge Vögel langsam zu tödten, oder seinen Hund, der ihm an Bosheit glich und ihn beständig als Gefährte begleitete, an Bettler und alte Leute zu hezen. Einst schlug er einen kleinen Knaben, der ihn gar nicht beleidiget hatte. Andere Kinder welche in der Nähe standen, sahen dieses. Schnell stürzten die stärksten aus ihnen auf den Boshaften los, warfen ihn zu Boden und schlugen ihn mit geballten Fäusten so lange, bis Wilhelm, der das Geschrey hörte, herbeeilte. Kaum hatte dieser sie gebeten, den armen Sünder loszulassen, dem bereits das Blut aus Mund und Nase strömte, als sie augenblicklich aufstanden und dem Bestraften nur die Warnung noch in's Ohr riefen: künftig kein Kind mehr zu beleidigen, wenn er nicht noch derber durchgebläut werden wollte.

Karl brüllte für Zorn und Schaam und Schmerz, schimpfte über seinen Bruder, daß er ihn nur gerettet und nicht, statt bittender Worte mit einem Knostestocke unter die rächenden Knaben geschlagen habe. Und als ihn der gute Wilhelm noch mit aller Schonung die Lehre gab: „Thue nichts Böses, so wird dir nichts Böses geschehen.“ . . . Da fuhr er, wie rasend empor, ballte die Faust und drohte, die brüderliche Ermahnung mit Schlägen zu vergelten. Indessen ergriff ihn noch an dem nehmlichen Tage ein heftiges Fieber, welches ihn drey Wochen lang in das Bette bannte. Aber kaum war er wieder genesen, so ließ er zum Danke für die Sorgfalt seiner zärtlichen, vielleicht allzumärtlichen Mutter einen Kanarienvogel, den sie besonders liebte, muthwillig dem Käfigt entfliegen und lachte dabey, als hätte er eine beyfallswürdige That vollbracht.

Jetzt beschloß Herr Wagner, nicht mehr Worte allein, sondern auch Strafen anzuwenden, und mit unerbittlicher Strenge führte er diesen Entschluß aus. Jeder Ungehorsam des kleinen Wildfangs, jede muthwillige Handlung, jede Nachlässigkeit in den Stunden des Unterrichts ward von diesem Tage an mit Verbannung in ein finsternes, enges Zimmerchen bestraft und hier mußte er gewöhnlich die Hälfte seiner Zeit als Büßender zubringen, während Wilhelm seine

freien Stunden im Kreise froher Gespielen durchlebte. Allein diese Strenge wirkte weniger, als nichts, auf Karls Herz; im Gegentheil schien er festen Vorsatz gefaßt zu haben, den letzten, schwachen Schimmer der Hoffnung, daß er jemals sich ändern werde, zu vertilgen. Ich will, sagte er zu sich selbst, nicht länger in einem Hause verweilen, wo Alles mich haßt und verfolgt. Mag dann der schmeichlerische, heuchlerische Wilhelm alle Liebkosungen weghaschen, wenn ich's nur nicht sehen muß. Fort will ich, fort, so weit mich meine Füße tragen. Robinson lebte auf einer wüsten Insel, und war glücklich. Ich werd' es auch seyn, wenn ich von meinen harten Aeltern und All jenen entfernt bin, die mich vom Morgen bis Abend schulmeistern wollen. Tausend Kinder leben ferne von Vater und Mutter. Sollt' ich's allein nicht können? Frey will ich seyn, thun, was mir behagt.

Sobald dieser ungelige Gedanke in dem Herzen Karls aufgestiegen war, hatte der kleine Wicht, der zum Bösen so schnell, zum Guten so langsam übergieng, weder Raht noch Ruhe. Er baute sich die buntesten Lustschlösser; Daß Hans seines biedern Vaters schien ihm eine Hölle, und Alles, was außer den Mauern desselben lag, ein Paradies des Glückes zu seyn. An den Kummer, den er durch die Flucht

allen seinen Verwandten verursachen würde, dachte er nicht, der Leichtsinrige; vergaß des Guten, daß er aus den Händen seiner Aeltern, empfangen hatte, erlaubte sich zum Abschiede alle Gattungen von Unarten und setzte endlich einen Tag fest, an welchem er verschwinden wolle.

Die ganze Nacht vor der Ausführung dieses Entwurfes konnte er kein Auge schließen. Angst und Hoffnung, Furcht und Freude trieben ihn hin und her. Endlich stand er auf, als kaum das Morgenroth den Saum des Himmels bestreifte, zog seine besten Kleider an; steckte seine Taschenuhr und ein paar Schuhschnallen von Silber zu sich, um aus dem Erlöse derselben die abentheurliche Reise fortsetzen zu können, packte ein Stück Schinken, welches er am Vorabende aus der Küche heimlich hinweggenommen hatte, in ein Tuch, schlich leise, auf den Socken, die Treppe hinab, zum Hause hinaus und eilte, ohne von Jemand bemerkt zu werden, leichten Herzens und noch leichteren Fußes hinaus in's Freye. Sein Lieblingshund, Tarro folgt ihm nach.

So lief der junge Glückritter zwei Stunden lang auf der Landstrasse fort, ohne sich umzusehen. Endlich trieben ihn Hunger und Ermüdung, unter einem Nußbaume, der seitwärts der Strasse stand, sich niederzusetzen, und das Stück Schinken, das er

im Taschentuche trug, zu verzehren. „Es ist doch etwas herrliches, sein eigener Herr zu seyn, sagte er zu sich selbst und blickte voll Stolzes umher, als wollte er die Vögel, die in den Wipfeln der Bäume ihren Morgengesang zwitscherten, auffordern, seinen Sprung in's Land der Freiheit zu bewundern. Ich gehe, stehe still, esse, trinke, , schlafe, wenn, wie und wo mir's behagt. O! gewiß, ich wäre ein Thor gewesen, zu Hause zu bleiben, wo ich immer nur thun mußte, was Andere wollten. Jetzt ist es sechs Uhr. Nun muß Wilhelm, der Sklave, aufstehen, muß seine langweiligen Bücher ergreifen, Vorfabeln und der Himmel, weiß was lernen, bis ihm die Schweißtropfen auf der Stirne stehen; um neun Uhr erhält er erst seine Milchsuppen! Und ich? Juchhe! ich hüpfte umher, esse ungestört meinen saftigen Schinken und lebe frey, wie die Vögel unter dem Himmel.“ Während dieses Selbstgesprächs fieng Tarro an, gewaltig zu bellen. Karl fuhr zusammen, blickte empor und sah einen Kerl auf sich zukommen, der statt des Gruses dem zähnefletschenden Hunde einen dichten Knotenstock über den Rücken schlug und ihn selbst mit großen Augen vom Haupt bis zur Sohle so scharf ansah, als wenn er ihn durchblicken wollte. Zum erstenmale fühlte jetzt Karl das Unangenehme seiner Lage. Furcht ergriff ihn.

Denn der Unbekannte, der in einem zerrissenen Soldatenrocke steckte, hatte sehr wenig Anziehendes in seinen Gesichtszügen und in seinem Aeußeren überhaupt. Zitternd und mit flotternder Stimme lud ihn endlich Karl zum Frühstück ein. Die Einladung ward, ohne daß sie wiederholt werden durfte, sogleich angenommen. Der Unbekannte warf sich nieder in's Gras, sah behaglich auf die Bruchstücke des Schinkens hin, zog eine Feldflasche aus seinem Tornister und sagte mit grinsendem Lächeln: „Wir wollen uns gütlich thun. Ich esse mit dir, Junge, und du trinkst mit mir, dann sind wir beide verathen. Der Wein in meiner Flasche ist trefflich, du darfst mir's glauben!“ Karls Angesicht erheiterte sich bei diesem leckenden Antrage. Ich habe mich, dachte er, doch nicht getäuscht, daß man mich überall mit mehr Liebe und Güte behandeln würde, als zu Hause. Der Fremde hier, der mich kaum sah, und der, aus seinem Anzuge zu schließen, sehr arm zu seyn scheint, will seinen Wein, seinen köstlichen Wein mit mir theilen. Wie werden mich nicht erst reiche Leute, Leute, die mich näher kennen, aufnehmen! O! ich bin ein Glückskind!

Während Karl mit dem Traume seines künftigen Glückes sich einwiegte, hatte sein Gast, der wohl lang kein so gutes Mahl genossen haben mochte,

schon den Ueberrest des Schinkens verschlungen, zum großen Aerger des kleinen Mannes, der gerne noch etwas davon auf den Mittag bewahrt hätte.

Alein er, der sonst nie den Ausbruch eines Mißvergnügens zu unterdrücken gewohnt war, wagte es nicht, etwas zu sagen, und suchte nur stillschweigend durch einen Schluck aus der Flasche sich zu trösten. Aber Puh! wie verzog er den Mund, als er kaum genippt hatte! Denn der sogenannte treffliche Wein war das herbste, bitterste Getränke, welches man je noch aus Trauben gepreßt hatte.

Der Unbekannte that, als ob er es nicht bemerkte. Endlich fragte er seinen Gesellschafter: wohin er zu reisen gedenke.

Karl. Gerade auf dieser Straße fort.

Der Unbekannte. Gut! Ich gehe dennehmlichen Weg. Es ist der beste und kürzeste nach der Schweiz.

Karl. Wie? Ihr gehet in die Schweiz?
„Wenn Ihr es erlaubtet, so wollte ich Euch wohl begleiten. . . .“

Der Unbekannte. Warum nicht? Obnedies scheint mir's, du habest noch keine weiten Reisen gemacht! Nicht wahr? Gut! Ich will also dein Wegweiser sehn!

Wie froh war Karl, einen Gefährten gefunden zu haben, der ihm so gefällig schien. Leichtem Sinnes trabte er neben demselben einher und erzählte ihm offenherzig: Daß er dem väterlichen Hause entlaufen sey. Dabey vergaß er nicht, seiner Uhr und einiger anderen Dinge von Werth zu erwähnen, die er weislich zu sich gesteckt habe. Der Fremde lächelte boshaft bey dieser Erzählung. Aber Karl hielt es für ein Lächeln des Beyfalls.

Um die Mittagszeit kamen die Reisenden in eine Dorfschenke. Der Fremde bestellte sogleich ein gutes Mittagsmahl für sich und den jungen Herren, in dessen Diensten er stehe. Welche Freude für unseren Helden, in dem Gasthose als Herr eines Bedienten zu erscheinen! Aber bald verwandelte sich das augenblickliche Vergnügen in Verdruß. Denn der sogenannte Bediente griff nicht nur zuerst in die Schüsseln, sondern verschlang auch den größten Theil dessen, was man aufsticht, mit solcher Behendigkeit, daß Karl noch hungerte und dürstete, als er aufstand. Aber noch nicht genug. Er mußte nun auch auf den Befehl seines Führers die ganze Beche bezahlen, zu welcher all seine Baarschaft nur zur Noth hinreichte.

Voll inneren Grimms beschloß er jetzt, bey der ersten Gelegenheit von einem so ungerechten und

theuren Gefährten sich zu trennen. Indessen wagte er es doch eben so wenig, als des Morgens, seinen Zorn zu äußern. Ruhig zogen also beyde ihre Straße fort, bis zur Abenddämmerung, wo der Fremde endlich in einer elenden Schenke, die in der Mitte eines dichten Waldes lag, einkehrte, um hier die Nacht zuzubringen. Karl vergaß über der Hoffnung, hier eine gutbereitete Mahlzeit zu finden, seinen Groll, und selbst die Unreinlichkeit, die er überall erblickte, schien ihm kaum aufzufallen. Aber wieder betrog er sich. Statt einer kraftvollen Suppe brachte man ein Gemengsel von schwarzem Brod und siedenden Wasser, auf welchem an der Stelle der Neuglein des Fettes ein Heer von Fliegen schwamm; dann ward ein Stück, schon zum Theil in Fäulung übergegangenen Speckes aufgeschüßelt, dessen Anblick zum Erbrechen reizte und mit einem Käse, den Würmer durchlöchert hatten, ward die Mahlzeit gekrönt. Abgestandenes Bier, das dem Pfützenwasser glich, war der Trank bey diesem Schmause. Karl zwang sich zu essen und zu trinken. Aber, so sehr ihn auch hungerte und durstete, so vermochte er's doch nicht, den Ekel zu überwinden. Eine Thräne kam ihm in's Auge und schwer fiel ihm der Gedanke auf's Herz: So war's nicht im Hause meines Vaters. Ermüdet durch die weite Reise, forderte er ein

Bette.

Bette. Aber . . . neues Ungemach! Alle Betten im Hause waren schon von Bauern, welche Getraide in die Schweiz führten und hier übernachteten, besetzt. Man breitete also in einem abgelegenen, dunkeln Winkel des Hauses einen Bund Stroh auf den Boden, und der Wirth leuchtete den Reisenden dahin, mit der Versicherung: Sie werden eben so gut hier schlafen, als in weichen Federbetten. Karl seufzte, legte sich nieder und schlief ein; Sein Gefährte legte sich neben ihm nieder und entschlief — nicht! In dessen hatte Karls Entfernung in dem väterlichen Hause eine große Bestürzung veranlaßt. Denn der großen Fehler ungeachtet, die ihm den verdienten Haß aller anderen Menschen zuzogen, liebten ihn seine Aeltern mit inniger Zärtlichkeit. Man fürchtete: er habe eine Drohung, die er bey jeder ernstern Strafe wiederholte, erfüllt und sich in's Wasser gestürzt. Die Schleusen des nahen Teiches wurden eröffnet, und überall in die Nähe Boten ausgesendet. Erst bey der Bemerkung daß Taschenuhr, Schnallen und der Hund zugleich mit ihm verschwunden seyen, ward man überzeugt, daß er — nur entflohen sey. Aber welchen Weg er genommen habe, dieses konnte man weder vermuthen noch erfahren. O hätte der Flüchtling den Kummer seines Vaters, die Thränen seiner Mutter gesehen, gewiß er würde nicht mehr an der

Liebe derselben gezwiselt und vielleicht, endlich einmal gerührt, sich geändert, sich gebessert haben. Aber während seine Aeltern eine bange, sorgenvolle Nacht durchwachten, schlief er auf seinem Strohlager ruhig fort, bis die Sonne hoch am Himmel stand. Endlich raste er sich auf, rieb die Augen, sah umher und vermiste seinen Gefährten; Er griff in die Tasche, um nach der Uhr zu sehen, und vermiste die Uhr; er wollte in der Hast die Schuhe anziehen, und vermiste die silberne Schnallen; Der Angstschweiß trof ihm von der Stirne. Er wollte ihn abtrocknen und vermiste sein Taschentuch. Er suchte seinen feinen Kastorhut und fand statt dessen die weiße Mütze von grobem Luche, mit gelbem Gebräme, welche sein Gefährte am vorigen Tage getragen hatte.

Er gieng in die Wirthsstube, rang die Hände, erzählte mit tausend Thränen: er sey bestohlen worden, und ein spöttliches Gelächter war der Trost, den er hier erhielt. So viel konnte er indessen doch aus den Erzählungen der Dienstboten, die um Mitternacht ein Geräusche und das Knarren der Hausthüre gehört hatten, schließen: Daß Niemand, als sein Begleiter, den man einen bekannten Gauner nannte, ihn beraubt und dann mit der Beute sich davon geschlichen habe! Um den Jammer zu vergröß-

fern, forderte nun der Wirth noch mit Ungestüm die Bezahlung für das Nachteffen. Vergebens erklärte Karl: er habe nicht einen Heller in der Tasche; Er sey unglücklich genug, daß man ihm Uhr und Schnallen in diesem Hause gestohlen habe. Der Wirth achtete weder der Bitten noch der Thränen. „Bezahlt will ich seyn, rief er mit gräßlicher Stimme, und schlug mit geballter Faust auf den Tisch; Bezahlt will ich seyn! Das wäre mir eine schöne Wirthschaft, wenn ich alle Landstreicher umsonst füttern sollte! Am Ende müßt' ich selbst betteln. Nichts! Wärst du mit ehrlichen Leuten gegangen, nicht mit Schelmen, so wäre dir dieses Unglück nicht begegnet. Aber gleich und gleich gesellt sich gerne. Kurz! Entweder Geld oder ich ziehe dir den Rock aus!“

Weinend gab Karl endlich dem Wirth eine Halsbinde von feiner Mouffeline und sein Stöckchen von Bambusrohr mit goldenem Reifchen statt der Beche hin, und — nun konnte er, nüchtern und traurig, seine Strasse weiter ziehen. Er that es, aber mit ganz anderen Empfindungen, als am vorigen Tage. Er war nicht mehr der stolze Knabe, der zu sich selbst sagte: „Ich lebe frey, wie die Vögel unter dem Himmel, bin mein eigener Herr und thue nur, was mir behagt.“ Die Erfahrung, die so Manchen schon bekehrte, der auf Lehren und Vor-

stellungen nicht achten wollte, begann, auch an ihm ihre große Kraft zu beweisen. Mit gesenktem Haupte setzte er sich, als er kaum hundert Schritte weit gegangen war, unter einem Baume nieder und überdachte zum erstenmal seine Lage, fühlte zum erstenmale: daß er thöricht und leichtsinnig gehandelt habe, das Haus seiner Aeltern zu verlassen. Wie? dachte er bey sich selbst, wenn ich zurückkehren, ihre Vergebung suchen und besser werden würde? Vielleicht würden sie mich wieder aufnehmen. . . . Schon stand er auf, um heimzukehren. Aber plötzlich erwachte wieder sein Stolz. „Wenn auch meine Aeltern mir verzeihen, sagte er in seinem Herzen, so werden doch andere Leute meiner spotten. Mit Fingern wird man auf mich zeigen. Die Kinder werden mir nachrufen: Da geht der Entlaufene. Nein! ich kann, ich will diese Demüthigung nicht erdulden, und sollte ich noch tausendmal unglücklicher werden, als ich schon bin!“ Der Stolz siegte über die Reue, und Karl setzte, obgleich mürrisch und unzufrieden mit sich selbst, seine Reise fort, bis er für Ermattung und Hunger kaum mehr zu gehen vermochte. Thränen traten ihm wieder in die Augen. Aber Thränen stillen den Hunger nicht. Der Unglückliche riß Gras ab und kaute es. Endlich fand er in der Tasche seines Oberrockes eine harte Brodkrumme. Ha-

flig nahm er sie heraus, weichte sie ein in dem Bächlein, welches an der Strasse hinströmte, und verzehrte sie, während er mit Sehnsucht und Wehmuth an die vollen Schüsseln in seinem väterlichen Hause dachte. Lange sah er so, trüben Blickes, vor sich hin. Tarro, der nicht weniger Hunger hatte, forderte inzwischen unaufhörlich, bald winselnd, bald turend Brod. Aber Karl gab ihm voll Mißmuths, statt seines Antheils an der Brodkrumme, einen heftigen Stoß in die Seite, und gieng weiter. Der Hund hingegen, der diese Behandlung nicht gewöhnt war, kehrte um, und fand glücklicherweise wieder den Weg nach Hause.

Jetzt war Karl ganz allein. Seinen einzigen letzten Freund hatte er mit Füßen von sich gestoßen und bald machte er die sehr richtige Bemerkung: daß er verdiene, von der ganzen Welt verlassen zu werden, weil er immer des Bösen viel und des Guten sehr wenig gethan habe. „Alle Lehren, alle Warnungen, alle Vorstellungen, die man ihm ehemals über sein Betragen und die Folgen derselben gemacht hatte, giengen ihm nun nach einander durch den Kopf, bis ihn der Anblick eines Dorfes in seinem Nachdenken stöhrte. An dem ersten Hause, zu welchem er kam, war eine Tanne aufgestellt, zum Zeichen: daß es eine Schenke sey. Karl, dessen Hun-

ger durch die Brodkrumme nur noch mehr erweckt, nicht gestillt worden war, gieng hastig darauf zu, zog vor der alten Frau, welche als die Wirthin sich ankündigte, ehrerbietig die Mütze ab, und fragte mit schüchterner Stimme: Ob er nichts zu essen haben könne.

Die Wirthin. Warum nicht? Suppe, Fleisch, Gemüse. . . . Alles steht beym Feuer.

Karl. Aber, gute Frau, ich habe kein Geld.

Die Wirthin. Kein Geld? Das ist schlimm! In diesem Falle habe ich auch nichts zu essen für Ihn.

Karl. Und mich hungert so sehr! Muß ich also sterben, weil ich kein Geld habe?

Die Wirthin. Warum arbeitet Er nicht? Wer arbeitet, erhält Geld.

Karl. Aber. . . ich verstehe keine Arbeit.

Die Wirthin. Desto schlimmer. Wer nicht arbeitet, verdient auch nicht zu essen.

Karl. In Gottes Namen, so muß ich eben sterben, weil mir Niemand zu essen geben will.

Thränenströme roßten ihm die Wangen herab, als er dieses sagte. Indessen erinnerte er sich, daß der Wirth in der Waldherberge statt Geldes eine Halsbinde u. angenommen habe, und ängstlich fragte er die Alte: ob sie ihm auch für seinen Oberrock — er war von feinem Luche — ein Mittagessen geben

würde? „Warum nicht, antwortete die Schlaue lächelnd, während ihre Augen und Hände das Kleid scharf untersuchten. Und damit Er sieht, daß ich's redlich mit ihm meyne, so gebe ich Ihm noch Nachtessen und Nachtherberge obendrein! Die Betrügerin! Sie hätte noch gewonnen, wenn sie ihn für acht Tage lang dafür unterhalten haben würde. Aber Karl kannte den Werth seines Kleides nicht, und mit Freuden hätte er es um ein Stück Brod hingegeben, so sehr folterte ihn der Hunger. Am Morgen des folgenden Tages steckte ihm die Alte noch ein kleines Stück Brod in die Tasche und gab ihm die Lehre auf den Weg: Er solle Arbeiten lernen, weil für Müßiggänger kein Brod wachse.“

So begann Karl den dritten Tag seiner abentheuerlichen Wanderschaft. Um ein Mittagessen und einen halbzerrißenen, leinernen Kittel, wie die Kinder der Landleute tragen, mußte er sein Röckchen und seine Weste hingeben, und als es Abend war, hatte er nichts mehr, weder zu essen noch zu verkaufen. Zitternd klopfte er an einem Pächterhause, welches er beym Untergang der Sonne erreicht hatte, an und bat um ein Nachtlager. Die Pächterin, ein junges, gutmüthiges Weib, gewährte ihm dieses, und befahl einer Magd, ihn in den Stall zu führen und ihm ein Lager von Stroh zu bereiten. Karl faß-

te Muth und bat, man möchte ihm um Gottes willen auch etwas zu essen geben. Diese Bitte wurde ebenfalls erfüllt. Man wärmte ihm eine Suppe von schwarzem Brode, welche die Dienstboten übrig gelassen hatten, und hieß ihn, als er dieses kärgliche Mahl aus einem hölzernen Löffel genossen hatte, in den Stall gehen. Während er für diese Wohlthat dankte, betrachtete ihn die Pächterin genauer. Der Knabe gefiel ihr. Junge, sagte sie, es wäre wohl vernünftiger, du würdest arbeiten, als dein Brod vor fremder Leute Thüren suchen.

Karl. Ihr irrt Euch, liebe Frau, ich bin kein Bettler.

Die Pächterin. Nicht wahr, du bettelst nicht, aber nimmst, was man dir giebt? Je nun, es ist gleich viel. Immer mußt du arbeiten, wenn du essen, und essen, wenn du leben willst. Hast du zur Arbeit Lust, so kannst du hier bleiben. Ich brauche einen Hirten-Jungen!

Hirtenjunge werden? sagte er halbblaut und wie Fieberfrost fuhr es ihm durch alle Glieder. Eine solche Demüthigung hatte er nicht erwartet und doch mußte er sich selbst gestehen, er habe durch seinen Ungehorsam und seine Flucht zehenfach verdient. Allein in dieser Lage hatte er nur eine Wahl. Er mußte, so sehr es ihn schmerzte, entweder das Anerbieten an-

nehmen, oder — nach Hause zurückkehren. Das Letztere wollte er nicht, weil er den gerechten Spott der Menschen fürchtete. Er wählte also das Erstere, und ward sogleich in das, für den Hirten-Jungen bestimmte Bette, das heißt, auf einen Strohsack gelegt, über welchen ein Decke von grober Wolle ausgebreitet war. Am anderen Morgen, als kaum die Sterne verschwunden waren, stand schon die Magd vor seinem harten Lager, befahl ihm aufzustehen, und wies ihn an: den Dünger unter den Röhren hervorzuziehen und die Schweife derselben abzuwaschen. Hier war sein Lieblingspruch: „Ich will nicht, will durchaus nicht!“ unanwendbar. Er mußte, wie die Alte gesagt und eine kurze aber traurige Erfahrung ihn belehrt hatte, entweder arbeiten oder Hungers sterben. Mit Thränen im Auge, die er aber sorgsam verbarg, that er, was die Magd ihm befahl, und dachte dabey an den Unterschied zwischen diesen Befehlen und den Befehlen seiner guten Mutter, und zwischen diesen eckelhaften Arbeiten und jenen angenehmen und nützlichen Beschäftigungen, zu welchen ihn sein wackerer Vater anhalten wollte.

Als der Stall gereinigt war, erhielt der neue Hirtenjunge ein großes Stück Weizenbrod und einen Topf mit Milch, die ihm zum Mittage Essen dienen

solte, und nun trieb er die Heerde auf die Weide, unter mancherley Betrachtungen über sein Schicksal. Als er Abends nach Hause kam, mußte er, ob er gleich äußerst müde war, noch einige andere Geschäfte verrichten, und er that es, so schwer es ihm fiel, ohne Murren. Ueberhaupt hatte ihn das Unglück in kurzer Zeit so folgsam, so geschmeidig gemacht, daß ihn jene, welche er vorher durch seinen Ungehorsam und seine Unarten so oft beleidiget hatte, nicht mehr erkannt haben würden. Auch gewann er dadurch die Liebe der Pächterin so sehr, daß sie ihn bald, wie ihren eigenen Sohn behandelte. Indessen verglich er doch immer seine gegenwärtige, mühevollen Lage mit dem ruhigen, angenehmen Leben, das er im väterlichen Hause geführt hatte, und der Gedanke wieder dahin zurückzukehren, mußte sehr natürlich oft in ihm aufsteigen, und endlich zum Entschluß werden.

O, sagte er in seinem Herzen, meine Aeltern sind gut; Sie werden mir vergeben, und strafen sie mich auch . . . in Gottes Namen, ich hab' es ja verdient, zehen- und zwanzigfach verdient. Wenn ich gut werde, wie Wilhelm, fleißig und gehorsam bin, wie er, werden sie mich auch lieben, wie ihn. Denn — je mehr ich nachdenke, desto mehr finde ich, daß ich von Allem, was ein gesittetes, braves Kind thun soll, gerade das Gegentheil that. Ja,

ich will zurückkehren und Allem mich unterwerfen. Sein Herz ward ruhiger, sobald er diesen Entschluß gefaßt hatte. Noch am nehmlichen Abend entdeckte er der menschenfreundlichen Pächterin seinen Namen, seine Flucht, die Unglücksfälle, welche er erduldet habe, und seinen Wunsch, wieder heimzukehren. Die gute Frau bestärkte ihn nicht nur in seinem Entschlusse, sondern gab ihm auch manche mütterliche Lehren, die tief in sein nur leichtsinniges, nicht ganz verdorbenes Herz sich eindrückten.

Die ganze Nacht hindurch konnte Karl kein Auge schließen und als er das Zwitschern der Schwalben hörte, die den kommenden Tag verkündeten, stand er schnell, frohen Sinnes auf, nahm Abschied von der guten Pächterin, die ihm einen mütterlichen Kuß auf die Lippe und einen halben Thaler in die Hand drückte, dabey aber auch nicht vergaß, einen kleinen Vorrath von Obst und Brod in seine Taschen zu packen, und so gieng der kleine Flüchtling, an nützlichen Erfahrungen reicher und voll guter Entschlüsse, den Weg wieder zurück, welchen er gekommen war. Am Abend des dritten Tages war er nur eine kleine Viertelfunde von seiner Heimath entfernt. Vergoldet von den lezten Strahlen der untergehenden Sonne schimmerte ihm die Windfahne von dem Giebel des väterlichen Hauses entgegen. Stärker schlug ihm

das Herz. Alle bösen Handlungen, welche er seit einem Jahre begangen hatte, stellten sich jetzt seinem Gedächtnisse dar und ängsteten ihn über die Art, wie er empfangen werden würde. „Gott im Himmel, seufzte er und faltete die Hände, Gott im Himmel, erbarme dich meiner. Ich habe meinen Vater und meine Mutter beleidiget. Aber ich will es nicht wieder thun. Sey du mit mir, wenn ich vor ihnen erscheine!“ Und leichter ward ihm um's Herz. Doch wartete er noch, bis es dunkler wurde. Dann schlich er leise, wie er entflohen war, sich in das Haus, und verbarg sich, ohne daß Jemand ihn bemerkte, hinter einem Schranke im Speisezimmer, wo der Tisch bereits gedeckt war. Hier wollte er hören: ob man nicht etwa von ihm sprechen würde und ob seine Aeltern so erzürnt seyen über ihn; dann erst wollte er hervortreten und ihnen zu Füßen fallen. Nach wenigen Augenblicken setzte man sich zu Tische. Wenig wurde gesprochen. Nur einige Seufzer hörte Karl und Thränen traten ihm in's Auge, weil er fühlte: daß wohl Niemand Anderer, als er, die Ursache dieser Seufzer seyn könne.

Endlich fieng Frau Wagner an: Wo auch jetzt unser armer Karl seyn mag? Heute sind es gerade vierzehn Tage, daß er sich entfernte . . . vierzehn lange kummervolle Tage!

Wilhelm. Wenn ihm nur kein Unglück begegnet ist! Ach, ich habe ihn lieb, wie mein Leben.

Herr Wagner. Unglück ist eine harte, aber nützliche Schule. Vielleicht lernt er in dieser, was er in unserer Schule nicht lernen wollte.

Frau Wagner. O, daß gebe Gott! Wie innig will ich ihn wieder an mein Herz drücken, wenn er gehebert zurückkehrt.

Herr Wagner. Auch ich will dann der schlaflosen Nächte vergessen, die er mir verursachte. Zärtlich liebte ich den Knaben. Nur seine Unarten hasste und bestrafte ich. Besser, er klage jetzt über Härte, als einst über Verzärtlung.

Frau Wagner. Aber . . . wenn er nicht wieder zurückkäme? Wenn die Furcht vor der Strafe ihn abschreckte?

Herr Wagner. Die Noth wird stärker seyn, als die Furcht. Auch hab' ich bereits an meine Freunde, in der Nähe und in der Ferne geschrieben, und den Knaben genau geschildert. Vielleicht ist er bald wieder in unseren Armen.

Wilhelm. O, ich träumte heute Nacht; Er sey wieder zurückgekommen . . . sey mir um den Hals gefallen; sey . . . Wilhelm hatte noch nicht ausgeredet, als Karl, mit glühendem Gesichte hervorsprang, zu den Füßen seiner Aeltern niederstürzte,

ihre Vergebung ersuchte, und mit Herzlichkeit versprach: sie nie wieder zu beleidigen oder zu tranken.

Herr Wagner und seine Gattin konnten kaum sich fassen, so sehr hatte diese unvermuthete Erscheinung sie überrascht. Schweigend drückten sie den Wiedergefundenen an's Herz. Wilhelm aber sprang hoch empor für Freude, eilte hinaus und verkündete den Diensthoten die Rückkehr seines Bruders.

Werden Sie mich aber auch wieder lieben können? fragte Karl endlich mit gerührter Stimme seine Aeltern, als sie sich erhohlt und die Geschichte seiner Entfliehung, seiner Unglücksfälle und Erfahrungen angehört hatten. Ich verdiene freylich Ihre Liebe noch nicht. Aber ich will suchen, sie durch gute Sitten, durch Gehorsam, Fleiß und Verträglichkeit zu verdienen, will auf alle Ihre Winke achten, will brav und rechtschaffen werden, wie Wilhelm. Ach! ich weiß nun, daß Sie es gut mit mir meyneten, selbst wenn Sie mich bestraften. Aber ich will nun auch nicht ruhen, bis sie vollkommen mit mir zufrieden sind.“

Und er hielt Wort, gegen die Gewohnheit so mancher Knaben und Mädchen, die, wenn sie für Fehler gestraft werden, mit Thränen versprechen, sich zu bessern, und in wenigen Tagen, oft in wenigen Stunden eben diese Fehler wieder begehen.

Freilich kostete es ihm Mühe und Anstrengung, die bösen Gewohnheiten, deren einige ihm beynahe zur Natur geworden waren, ganz zu entsagen. Aber . . . er überwand sie doch nach und nach, weil er dazu den ernstlichen Willen hatte. Und . . . glaubt mir, Kinder, Alles wird Euch gelingen, wenn Ihr es nur recht ernstlich wollet! — Oft, noch in späteren Jahren segnete Karl das Unglück, durch welches er auf den Pfad der Rechtschaffenheit und guter Sitten zurückgeführt worden war. Fühlte er einen Hang zur Trägheit . . . schnell dachte er an das Wort der alten Wirthin: Wer nicht arbeitet, verdient auch nicht zu essen, und er ruhte nicht, bis seine Arbeit gethan war. Fiel es ihm schwer, Befehlen, die man ihm gegeben hatte, zu gehorchen . . . schnell stellte sich ihm der Pächthof dar, wo er mit Geschmeidigkeit selbst den Befehlen einer Magd hatte gehorchen müssen, und er that ohne Murren, was man ihm aufgetragen hatte. Hatte er einen Anfall von Lüsternheit, von Naschbegierde, von Mißbehagen an den Speisen, die man ihm aufstischte . . . schnell erinnerte er sich der traurigen Lage, in welcher er Gras fauen mußte, um den Hunger zu stillen und mit Zufriedenheit genoß er, was ihm vorgesetzt wurde. Hörte er ein Kind, das über seine Aeltern, über die Strenge derselben klagte, und den thörig-

ten Wunsch äußerte, ferne von ihnen zu seyn, so erzählte er ihm seine Geschichte und endete immer mit der Ermahnung: „Seyen deine Aeltern auch noch so strenge, liebe sie, gehorche ihnen, verlaß sie nicht, denn bessere, liebevollere Freunde, als sie sind, findest du nirgends.“

VI.

Kaspar aus dem Entlebuch.

Nach L'orgueil puni in: Bibliotheque des Villages,
par Berquin.

Zusatz zum Buchstabe

Stad L'Orignal nach der Beschreibung des Willig
von Bergheim

VI.

Kaspar aus dem Entlebuch.

In dem schweizer'schen Kanton Luzern liegt das Entlebuch, eine Landschaft, die von einem schönen, kraftvollen, freyen, verständigen Hirtenvolke bewohnt wird, einem Volke, welches in Sitten und Gesinnungen zeigt, daß der alte Stamm der biederen Schweizer noch nicht ganz erstorben sey. Unter diesem Volke, das seine vielen Vorzüge nur durch einen übertriebenen, oft in Hochmuth ausartenden Stolz zuweilen verdunkelt, ward Kaspar Schlüpfer geboren, ein Knabe voll schöner Anlagen, die schon frühe sich zeigten und sehr schnell sich entwickelten. In einem Alter, wo andere Kinder kaum noch die Sylbenradebrechen, konnte er schon mit Fertigkeit lesen, und schreiben und rechnen lernte er beynahe spielend. Diese Fortschritte seines glücklichen Talents erwarben ihm bald die Liebe der Lehrer und die Bewunderung der Schüler. Aber das Lob, das man ihm allzufreugig ausspendete, legte auch zu gleicher Zeit den

Keim des Stolzes in sein Herz, und dieser Keim, den man zu spät erst zu unterdrücken suchte, schlug mit jeder neuen Kenntniß, jeder neuen Geschicklichkeit, durch welche Kaspar sich auszeichnete, tiefere Wurzeln. Die Liebe zur Schule erlosch freylich bald in dem lebhaften feurigen Knaben. Lieber kletterte er, gleich der Gemse, auf die Zacken hoher Felsen, oder übte sich im Bogenschießen und im Ringen, und auch in diesen körperlichen Uebungen übertraf er bald alle seine Altersgenossen. Dabey war er ein schöner, schlanker Junge, von blühender Gesichtsfarbe, nervigt und stark, reinlich in seinem Anzuge und mit Wohlgefallen verweilten die Augen der Väter und Mütter auf ihm. Allein mit Mißvergnügen wendete man die Augen wieder von ihm hinweg, wenn man hörte, wie stolz er von sich und seinen Vorzügen, und wie verächtlich er von allen andern Menschen dachte und sprach. Oft sagte ihm der rechtschaffene Pfarrer, der ihn wie einen Sohn liebte: „Daß man durch Stolz und Hochmuth sich selbst und Anderen zur Last werde, und daß geschickte Leute nur desto mehr geschätzt und geliebt würden, wenn sie bescheiden seyen, und mit ihren Vorzügen weder prahlen noch sich um derselben willen für höhere Wesen halten, als Andere.“ Aber ohne Wirkung blieb jede Vorstellung. Als nun Kaspar achtzehn Jahre alt

war, da wurde es ihm zu enge in seinem schönen Vaterlande. Gerstenbrod und Käse schmeckten ihm nicht mehr. Der Tschope (Oberrock) von schwarzbrauner Wolle schien ihm zu grob. Die Laschenschuhe drückten ihn; die einfache Melodie des Kühreihens machte ihm Ohrenweh. Er wollte hinaus in die weite Welt, und dort höheres Glück und eine glänzendere Belohnung seiner Verdienste zu suchen, welche man, wie er glaubte, in dem Entlebuch nicht nach Würden schätzte. Doch sollte, ehe er abreisete, das Volk noch ein Meisterstück seiner Körperstärke und Gewandtheit sehen und bewundern. Ein Schwingfest *) war angeordnet. Aus dem Emmenthale, dem Gränzlande des Kantons Bern gegen den Kanton Luzern, kamen zehn stattliche Kämpfer, um mit eben so vielen Entlebuchern zu ringen. Der Preis war ein milchweißes, mit Bändern geschmücktes Lamm. Kaspar stand, als Meister im Schwingen, an der Spitze der Entlebucher. Der Sieg konnte ihm, nach dem Urtheile seiner Eigenliebe, unmöglich fehlen. Mit

*) Schwingen (Ringern) ist eine Leibesübung der Jünglinge in dem Entlebuch und dem Emmenthale. Es hat seine besonderen Handgriffe und Geseze. Wer zweymal auf den Rücken niedergeworfen wird, muß seinem Gegner den Sieg zugestehen. (Siehe Skalders Fragmente über das Entlebuch.)

stolzen Blicken erschien er auf der reizenden Wiese, welche zum Kampfplatze bestimmt war. Neugierige Zuschauer bildeten einen Kreis umher, und harrten ungeduldig dem Aufrufe zum Angriffe entgegen. Endlich traten, nach den Gesetzen des Schwingens, zuerst die zween Schwächsten unter den Jünglingen hervor. Ihre Beinkleider waren aufgerollt bis zum Gurt, die Ärmel der Hemden bis hinter die Ellenbogen gewunden. Ein Taschentuch hielt ihre Haare zusammen. Sie reichten einander die Hände, versprachen, den Kampf in Freundschaft anzufangen und zu enden, und rangen so lange, bis der Entlebucher erlag. Der Reihe nach ward nun fortgerungen. Der Sieg schien endlich auf die Seite der Emmenthaler sich zu neigen. Drey der gewandtesten, kraftvollsten derselben standen noch im Kampfkreise, und von den Entlebuchern nur einer noch, der stolze Kaspar. Um Sieger zu seyn, und das Lamm zu erringen, mußte er jene drey niederkämpfen. Daß er unterliegen könne, daran dachte er nicht einmal. Vielmehr maß er seine Gegner mit so verächtlichen Blicken, als würde er es mit zehn, nicht bloß mit dreien aufnehmen. Aber... Stolz kommt vor dem Falle. Schon der zweyte Emmenthaler schwang ihn mit solcher Kraft und Behendigkeit, daß er zwey mal zur Erde fiel und seinem Gegner den Sieg zustehen mußte. Ein allgemeines Lachen, von lau-

tem Händeklatschen begleitet, tönte durch die Luft. Denn unter allen Zuschauern war auch nicht ein Einziger, der sich nicht freuete, daß der stolze Jüngling einmal seinen Meister gefunden habe. Aber, wie vom Blitze getroffen, stand Kaspar da im Kreise. So war sein Stolz noch nie gedemüthiget worden. Er weinte für Aerger, weigerte sich, an dem ländlichen Schmause der Schwingergesellschaft Antheil zu nehmen, schlich beschämt nach Hause, machte seinen Bündel, und verließ das schöne Entlebuch, um im Auslande Kriegsdienste zu suchen. Er ließ sich also in Konstanz als Soldat unter die österreichischen Truppen anwerben. Da er gut gewachsen, in allen Leibesübungen geschickt und gegen alle Beschwerden abgehärtet war, auch schreiben und lesen konnte, so ward er in kurzer Zeit Unteroffizier. Jetzt erwachte der Stolz, den er als gemeiner Soldat nicht zeigen durfte, aufs neue, und verleitete ihn zu mancher Härte gegen seine Untergebenen. Indessen hatte er in dem Kriege gegen die französische Republik so viele Beweise der Unerbrockenheit und des Muthes gegeben, daß er nach wenigen Jahren zu der Stelle eines Offiziers befördert wurde, eine Beförderung, die seinen Stolz und seine Verachtung gegen Andere noch weit höher trieb. Die übrigen Offiziere flohen deswegen seinen Umgang, und wenn sie auch den

Muth und die Tapferkeit des jungen Maxnes preisen, so vergaßen sie doch nie, jenes Fehlers mit Bitterkeit und Abscheu zu erwähnen. Dessen ungeachtet erhielt Schlüpfer doch nach einer ruhmvollen That, durch welche er sich bey der Belagerung der Beste Rehl ausgezeichnet hatte, zur Belohnung eine Hauptmannsstelle. Als die Nachricht von dieser Beförderung in das Entlebuch kam, beschloßen Schlüpfers Brüder: ihn mit einem Besuche zu überraschen und nach langer Abwesenheit einmal wieder an ihre redliche Schweizerherzen zu drücken. Wie wird er sich freuen, sagten sie zu einander, wenn er uns so unvermuthet, wie aus den Wolken gefallen, erblickt. Unserer schämen darf er sich nicht. Wir sind rechtschaffene Männer, und rechtschaffene Männer sind überall geehrt. Die guten Leute dachten nicht daran, daß der Stolz, wenn er recht tief gewurzelt ist, sogar die Bande der Natur zerreißt und die süßesten Empfindungen des Herzens erstickt! Aber bald erfuhren sie dieses. Eben ließ Hauptmann Schlüpfer seine Soldaten exerciren, als sie in Lörrach, wo das Regiment lag, ankamen. Stillschweigend sahen beyde zu, bis die kriegerische Übung vorüber war; dann naheten sie sich treuhertzig ihrem Bruder, und wollten ihm, im Ausbruche der reinsten Freude, um den Hals fallen. Aber wie versteinert standen sie da, das Wort erstarb ihnen auf

der Lippe, als Kaspar sie mit Eros' von sich stieß, sie zu kennen läugnete und ihnen endlich drohete, sie als Betrüger auf die Wache setzen zu lassen, wenn sie ferner behaupten würden: Er sey ihr Bruder!

Die Offiziere und Soldaten, welche Zeugen dieses schändlichen Auftritts waren, konnten kaum sich fassen für Aerger. Sie gaben, als der stolze Hauptmann sich entfernt hatte, den erstaunten Brüdern Beweise wahrer Theilnahme. Besonders murrten die gemeinen Soldaten sehr laut. „Wie? sagten sie, unser Hauptmann schämt sich, der Bruder rechtschaffener Landleute zu seyn? Er sollte sich's vielmehr zur Ehre rechnen, daß er durch sich selbst, nicht durch vornehme Geburt das ward, was er ist. Aber nur Geduld! Nimmt ihm einst eine Kugel Arm oder Bein hinweg, dann wird er froh seyn, wenn ihn seine Brüder in ihre Alpenhütten aufnehmen!“ Bisher hatten die Soldaten den Stolgen nur gehaßt, jetzt verachteten und verabscheueten sie ihn, und alle wünschten, daß er vom Regimente entfernt werden möchte. Und schon nach wenigen Monaten ward dieser Wunsch erfüllt.

Schlüpfer erhielt von seinem Generale, in Gegenwart anderer Offiziere, einen sehr verben Verweis, daß er einige Unteroffiziere, welche bey dem ebenerzählten Auftritte zu laut gesprochen hatten,

täglich mißhandle und auf eine grausame Art verfolge. Der General, ein würdiger Greis, der ebenfalls der Sohn eines Landmanns gewesen war und nur durch Verdienste sich zu seiner gegenwärtigen Würde emporgeschwungen hatte, verslocht in diesen Verweis noch einige andere bittere Vorwürfe. Dadurch ward Schlüpfer so sehr beleidiget, daß er in dem Sturm den Degen zog, und den General zu ermorden drohte. Aber sogleich drangen die anderen Offiziere auf ihn ein, entrißen ihm den Degen, und — die Wache trat in das Zimmer, um den Mann, der gegen die Kriegsgesetze so schwer sich vergangen hatte, wie einen gemeinen Verbrecher in das Gefängniß zu führen, und am dritten Tage ward das Urtheil gesprochen: „Schlüpfer solle erschossen werden.“ Schon war Alles zur Hinrichtung angeordnet. Schon kniete Schlüpfer in einem geschlossenen Kreise, mit verbundenen Augen, auf einem Sandhaufen. Schon hatten die Soldaten die Gewehre angeschlagen. Todesstille herrschte. Mit jedem Augenblicke erwartete man den Wink, loszudrücken. Auf einmal ertönte der Ruf: Gnade! und die Todesstrafe ward in eine Verbannung aus allen Staaten des Kaisers verwandelt.

Jetzt war Schlüpfer, der vor wenigen Tagen noch sich für ein Wesen höherer Art gehalten hatte, auf einmal von seiner Höhe herabgesunken. Sechzig

Gulden waren sein ganzes Vermögen. Freunde hatte er nicht; Aussichten zu einer Anstellung in andern Kriegsdiensten eben so wenig. Dazu kam noch ein neues Unglück. Er stürzte, als er nach Basel ritt, vom Pferde und zerschmetterte den linken Arm so sehr, daß man denselben ablösen mußte. Als ein Krüppel, unfähig, durch irgend eine Arbeit sein Brod zu erwerben, kehrte nun der Unglückliche in sein Vaterland zurück. Freylich hätte er verdient, daß ihn seine Brüder jetzt eben so behandelt hätten, wie er sie behandelt hatte. Aber unter ihrem groben Kittel schlug ein besseres edleres Herz. Sie vergaben ihm, nahmen ihn auf in ihre ländliche Hütten, theilten mit ihm, was sie im Schweiße des Angesichtes erworben hatten, und pflegten seiner mit so viel Liebe, als hätten sie ihm große Wohlthaten zu danken gehabt. Indessen hatte doch Kaspar ein trauriges freudenloses Leben. Nicht alle Entlebucher dachten so edel, wie seine Brüder. Vielmehr gaben sie ihm bey jeder Gelegenheit sehr sprechende Beweise der Verachtung, die immer am Ende der Lohn des Stolzes ist. Er selbst quälte sich unaufhörlich mit der Vorstellung: wie glücklich, wie geschätzt er hätte seyn können, wenn er seinen Stolz gemäßiget und jene Bescheidenheit beobachtet hätte, welche den Werth wahrer Verdienste in den Augen aller guten und weisen Menschen

erhöht. Manche Thräne des Kammers und der Reue
 floß über seine braunen Wangen herab. Eine stete
 Unruhe trieb ihn umher, und in der Blüthe der
 Jahre, arm und verachtet, starb der Mann, der
 durch seine Talente sich selbst und Anderen Großes
 hätte nützen können, wenn er sie nicht durch einen
 Fehler geschändet hätte, der leider lange nicht so
 selten ist, als er seyn sollte.

VII.

Die Reise nach der Stadt,
oder
Vetter Jakobs weise Sprüche.

Nach Manuel de Philosophie pratique. Lausanne
1795.

VII

Die Stelle nach der Stelle

oder

Die Stelle nach der Stelle

Die Stelle nach der Stelle

1791

 VII.

Die Reise nach der Stadt,

oder

 Better Jakobs weise Sprüche.

In einer der angenehmsten Gegenden Schwabens, an den fruchtbaren Ufern des Bodensee's, lebte Vater Biedermann, ein ehrwürdiger Greis, der in einem weiten Bezirke umher als ein Mann von edlem Herzen, vieler Erfahrung und Menschenkenntniß, und besonders als ein warmer Freund der Jugend bekannt und geschätzt war. Seit mehr als fünfzig Jahren besaß er pachtweise eine Meyerey, die er durch anhaltenden Fleiß und eine tiefe Einsicht in die Landwirthschaft wesentlich verbessert hatte. Sein einziger Sohn war in der Blüthe des männlichen Alters gestorben, aber er hatte zwey Kinder, Knaben voll guter Anlagen hinterlassen, deren Erziehung und Bildung nun das wichtigste und Läng-

nehmste Geschäfte des Greisen war. Wo er gieng, mußten die Kleinen ihn begleiten, und während er ihnen die ersten Handgriffe des Ackerbau's des Pflügens und Säens u. und anderer Gegenstände der Landwirthschaft beynahe spielend beybrachte, versäumte er auch nicht einen schicklichen Anlaß, ihr Herz zu bilden. Jede Erscheinung in der Natur gab ihm Gelegenheit, eine Lehre der Weisheit oder der Tugend wie guten Saamen in ein fruchtbares Erdreich, zur künftigen Erndte auszustreuen. Sah er — zum Beyspiele — ein Epheugesträuche fest an die Lanne sich anklammern, die seinen zarten Ranken, als sie kaum aus der Erde emporgesproßt waren, Schutz gegeben hatten, so sagte er seinen Enkeln: Nie, meine Kinder, nie müsse das Andenken an empfangene Wohlthaten aus Euerm Herzen und Euerm Gedächtnisse verschwinden. Wie das Epheu noch jetzt seine Ranken um die alternde Lanne schlingt, durch welche es in seinem ersten Reime beschützt wurde, so müssen gute, rechtschaffene Menschen auch im höheren Alter noch dankbar an Jene sich anschließen, die Ihnen in der Jugend Gutes thaten und zur Bildung ihres Verstandes und Herzens mitwirkten.

Sah er einen Sperber, der lange im Kreise sich umherdrehete, auf Beute lauschte und dann schnell wie

wie ein Pfeil auf eine Lerche herabschoß, die ihr spargames Futter auf den Stoppeln suchte, so nahm er die Kinder bey der Hand und sagte: Dieß sey das Bild eines Niederträchtigen, der darauf lauere, einem Unschuldigen zu schaden. Zuweilen, fuhr Vater Biedermann fort, gelingt ihm sein Werk. Der Unschuldige muß unterliegen. Aber, wie der Geyer über den Sperber kommt, so kommt gewöhnlich, früher oder später, die Gerechtigkeit über den bösen Menschen und bestraft ihn für seine Missethaten. Darum, meine Kinder, seyd immer sanftmüthig, wie die Taube, lentſam, wie das Lämmchen, sparsam, wie die Ameiſe, thätig, wie die Biene. Flihet die Bösen, die Verläumder, die Müßiggänger, die Verschwender. Verabscheuet ihre Handlungen. Aber vergeltet nie Haß mit Haß, Verfolgung mit Verfolgung, Niederträchtigkeit mit Niederträchtigkeit.

Tief prägten sich diese Lehren, die Biedermann mit Wärme gab und durch sein Beyspiel bestätigte, in die jugendlichen Herzen ein. Einst riefen ihn Berufsgeſchäfte nach Lindau. Auch dahin durften ihn seine Enkel, die lange schon diese schöne, auf einer Insel des Bodensee's liegende Reichsstadt zu sehen gewünscht hatten, begleiten. Als sie einige Straßen durchwandert hatten, kamen sie zu einem großen

Hause, in welchem die Verlassenschaft eines, vor Kurzem gestorbenen reichen Mannes, an die Meistbietenden verkauft werden sollte. Männer und Weiber, Jünglinge und Kinder waren vor der Thüre versammelt, und warteten auf den Anfang der Versteigerung. Mit Ehrerbietung entblößten die Männer das Haupt, als der rechtschaffene Biedermann, den die Meisten kannten, erschien. Freundlich dankte der Greis, dessen gutes Herz in der freyen, offenen redlichen Mine, und in dem hellen, truglosen Auge unverkennbar war. Alles drängte sich an ihn hin, drückten ihm mit Herzlichkeit die Hände und freuten sich seines Wohlbefindens. Bald ward das Gespräch allgemeiner. Man redete vom Kriege, von den Verheerungen der schönen Provinzen am Rheine, besonders aber von den großen und drückenden Abgaben, welche die Bürger und Landleute bezahlen müssen, um die Kriegsheere zu unterhalten. Es ist nicht mehr möglich, mit Ehren zu leben, sagte ein junger Bürger. Die Kriegssteuern bringen uns an den Bettelstab. Was denkt ihr davon, Vater Biedermann?

Mit gutmüthigem Lächeln antwortete der Greis: Gerne will ich Euch meine freymüthige Meinung über diesen Punkt sagen, wenn ihr es begehrt. Viel-

leicht giebt es mitunter ein Wörtchen, das den großen und kleinen Kindern hier nützlich werden könnte. Und was vom Herzen kommt, wird wohl auch da oder dort zum Herzen gehen.

Die ganze Gesellschaft hat nun den ehrwürdigen Alten, zu reden, wie es ihm um's Herz sey. Eine allgemeine Stille herrschte. Alles war ganz Ohr, ganz Aufmerksamkeit, und Vater Biedermann fieng an: Es ist wahr, die Kriegssteuern sind drückend, und ich wünsche, so sehr als jeder deutsche Biedermann, die Rückkehr des lieben Friedens, der allein von dieser Last uns befreyen kann. Aber wollte der Himmel, es gäbe keine drückendere Auflagen, als diese. Ich wenigstens kenne noch viele weit lästigere. Glaubt mir, zweymal so viel, als der Staat fordert, kostet uns unsere Trägheit, dreyimal so viel unsere Eitelkeit, und viermal so viel unsere Thorheit und unsere Unvorsichtigkeit. Das Schlimmste dabey ist: daß bey diesen Auflagen kein Nachlaß einer gutmüthigen Obrigkeit Statt findet. Indessen giebt es gegen dieses Uebel doch mancherley Mittel, durch welche wir unsere Lage verbessern können. Zülz dir selbst, dann wird dir Gottes Beystand nicht fehlen! sagte Vetter Jakob.

Wie laut würde man über Härte und Ungerech-

tigkeit schreien: wenn die Obrigkeit uns zwingen wollte, den zehnten Theil unserer Zeit zu ihrem Dienste anzuwenden? Gut! Die Trägheit geht noch viel schlimmer mit uns. Wir würden zurückbeben, wie vor einem rasenden Menschen, wenn wir alle Stunden zusammenzählen würden, welche wir mit Nichtsthun, oder, was um kein Haar besser ist, mit unnützen Dingen verschwenden. Müßiggang erzeugt Krankheiten und verkürzt so unser Leben. Habt Ihr also Euer Leben lieb, so verlehret Euere Zeit nicht. Denn die Zeit ist der Stoff, aus welchem unser Leben gewoben ist. Aber daran denkt man nicht, und verschläft so manche schöne Stunde, die man — weit nützlicher anwenden könnte. Darum sagte Vetter Jakob immer: eine schlafende Kaze fängt keine Mäuse und — o! wir werden noch genug schlafen können, wenn wir einmal in der Nacht des Grabes liegen.

Unter allen Verschwendern ist der, der seine Zeit verschwendet, der leichtsinnigste. Alles läßt sich wieder gewinnen, nur die verlorne Zeit nicht. Darum wollen wir immer thätig seyn, aber thätig mit Klugheit, das ist verbollmetscht: wir wollen nichts thun, als was gut, nützlich und zweckmäßig ist! Der Thätigkeit ist jede Arbeit leicht, der Trägheit jede schwer.

Wer reisen will, sagte Vetter Jakob, muß frühe aufstehen. Sonst muß er seine Schritte verdoppeln und doch kann es sich ereignen, daß er zu spät am Orte seiner Bestimmung ankömmt und die Hälfte seiner Geschäfte versäumt. Die Trägheit schleicht auf der Reise des Lebens so langsam fort, daß sie beynahе immer von der Armuth erreicht wird, so weit auch beyde Anfangs von einander entfernt waren. „Willst du glücklich und gesund seyn, so lege dich frühe zu Bette und stehe frühe wieder auf,“ sagte mir einst ein braver, alter Mann und ich habe mein ganzes langes Leben hindurch gefunden, daß sein Rath weise und auf Erfahrung gegründet war.

Es sind schlimme Zeiten, klagt Ihr? Aber Ihr bedenkhet nicht, daß es größtentheils von Euch selbst abhängt, sie besser zu machen. Aber nur durch angestrengetere Arbeit, nicht nur durch Wünsche macht Ihr sie besser. Denn, sagte Vetter Jakob, wer von der Hoffnung lebt, der wird Hungers sterben. Man hat nichts ohne Mühe, und wer kein eigenes Vermögen besitzt, der muß seine zehn Finger rühren, wenn er Brod haben will. Ein Handwerk hat einen goldenen Boden. Es ist ein sicheres Kapital, und in jedem Beruf können wir uns Nutzen und Ehre erwerben. Aber man muß sein Handwerk und

sein Gewerbe verstehen und mit unermüdeter Thätigkeit betreiben und die Pflichten seines Berufs erfüllen, sonst hat man kein Geld, die Kriegssteuern zu bezahlen! Thätigkeit leidet nie Mangel. Vetter Jakob hatte darüber ein sehr schönes Gleichniß. Man schläft doch, sagte er, recht ruhig unter dem Dache eines arbeitsamen Mannes. Der Hunger steht in der Ferne, schielt mit neidischem Blicke nach dem Hause hin, aber hinein zu gehen wagt er es nicht. Kein Häfcher, kein Gerichtsbdiener kommt über die Schwelle. Denn der Fleiß zahlt seine Schulden und die Faulheit verachtet sie. Es kränkt Euch, daß Ihr noch nie einen Schatz gefunden, noch nie eine reiche Erbschaft gemacht habt? O, die Thätigkeit ist der größte Schatz, und Gottes Beystand, der dem redlichen Fleiße nie fehlt, hat einen größeren Werth als alle Erbschaften.

Aber, es ist nicht genug, daß man thätig und fleißig sey. Man muß auch Ordnung, strenge Ordnung in seinen Geschäften haben. Die geringste Nachlässigkeit kann die schädlichsten Folgen nach sich ziehen. Vetter Jakob erzählte darüber ein sehr köstliches Beispiel. Im Kriege am Rhein sah ein Dragoner, der Schildwache stand, einen großen Haufen von Feinden vordringen. Er gab seinem

Pferde die Sporen, um nicht umruren zu werden. Aber ein Nagel fehlte im Hufeisen am linken Hinterfuße des Pferdes. Nach wenigen Schritten sprang das Eisen ab. Und dieses fehlende Eisen war Ursache, daß das Pferd stürzte und den Reuter abwarf, der sogleich von den Feinden umzingelt, und, da er sich vertheidigen wollte, getödtet wurde. Hätte der Dragoner, wie es die Ordnung fordert, nach dem Hufeisen seines Pferdes fleißig gesehen, so wäre dieses Unglück ihm nicht begegnet. Nachlässigkeit brachte ihn also um das Leben.

Wollt Ihr aber nichts von den Früchten Euerer Arbeit, Eueres Fleißes verlihren, so seyd mäßig und haushälterisch. Es ist nicht hinreichend, zu erwerben, man muß auch mit dem Erworbenen gut haushalten. Seyd genügsamer und sparsamer. Entsays der Eitelkeit in den Kleidern, dem thörigten Stolze: eben so gut zu essen und eben so gut zu trinken, als Euere, vielleicht reichere Nachbarn; entsagt dem Müßiggange, den Ihr Erhohlung nen-
net. Eine nützliche Arbeit ist die beste Erhohlung. Leget Euch lieber ohne eine Suppe zu Bette, als daß Ihr mit Schulden aufstehet, und — Ihr werdet nicht mehr über böse Zeiten, über Auflagen und Kriegssteuern klagen. Was Ihr bräuchet, um einer

einzigem bösen Lieblingsneigung Genüge zu thun, würde gewiß hinreichen, Euere Kriegssteuern dreynfach zu bezahlen.

Da seyd Ihr jetzt versammelt, um dieses oder jenes bey der Versteigerung zu kaufen. Ihr rechnet: Alles recht wohlfeil, vielleicht um die Hälfte des Werthes zu erhalten. Gut! Aber bedenket, daß das, was man nicht unentbehrlich bedarf, auch um die Hälfte zu theuer ist. Better Jakob sagte daher oft: „Wer Ueberflüssiges kauft, wird am Ende das Nothwendige verkaufen müssen.“ Kehret einen Kreuzer zweymal um, ehe Ihr ihn ausgebet. Nicht Alles ist Bedürfnis, was Ihr dafür haltet. Die Natur bedarf nur wenig. Ersparet, so lange Ihr verdienen könnet, dann werdet Ihr Ueberflus haben, wenn Euch Alter oder Krankheit zwingen, der Arbeit zu entsagen. Die Zeit, wo Ihr erwerben könnet, ist kurz, wie ein Frühlingmorgen. Aber Ausgaben habt Ihr Euer ganzes Leben hindurch.

Kurz, wendet alle ehrliche, rechtschaffene Mittel, die in Euern Kräften sind, an: um Euch Vermögen zu erwerben; widerstehet allen Versuchungen, auch nur einen Heller unnützer Weise auszugeben. Dieses ist das wahre und einzige Mittel:

die bösen Zeiten besser zu machen, und seine Kriege-
steuern ohne Murren bezahlen zu können.

Ich sage Euch nichts, als was ich selbst als wahr
und gut gefunden habe. Und die Erfahrung ist eine
treue Lehrerin. Sie hält überall eine offene Schule,
in welcher Weise und Narren mancherley lernen kön-
nen. Aber . . . sagte Better Jakob . . . wer die Er-
fahrung nicht hört, den wird sie am Ende mit dem
nemlichen Stabe, mit welchem sie ihm den Weg
zum Glücke zeigte, den Schädel einschlagen. Noch
horchten die Männer und Jünglinge und Kinder mit
offenem Munde, als Vater Biedermann schon auf-
gehört hatte, zu reden. Vorzüglich um der Letzteren
Willen hatte der biedere Greis weitläufiger über die
Mittel: glücklich und zufrieden zu leben, sich erklärt.
Männern, sagte er, predigt man gewöhnlich ver-
gebens. Auf Kinder muß man also wirken. In
ihren Herzen fassen die Lehren der Wahrheit und
Weisheit noch Wurzeln, und wenn von all dem,
was ich sprach, nur ein Wort in einem Herzen Früchte
trägt, so bin ich belohnt genug.

Aber, fragten die Kinder, wer war denn Bet-
ter Jakob, von dem Ihr heute so oft erzählt?

Ein Mann ohne Falsch, antwortete der Greis,
einfelder, biederer, thätiger, haushälterischer Mann!

Ich war ein Waise, und er nahm mich auf an seinen Tisch. Ich war arm, und er lehrte mich die Kunst: bey Wenigem zufrieden zu seyn, und mehr zu erwerben. Alles, was ich bin und habe, danke ich ihm, und das, was ich eben sagte, war der Hauptinhalt der Lehren, die er mir gab. Fast sie in's Herz wie ich sie faste, und Ihr werdet glücklich werden, wie ich es bin.

VIII.

Die deutschen Kinder
in Frankreich,

oder:

Das Grab in der Felsen-Höhle.

Nach Blanchard.

VIII

Die deutsche Sprache

in Frankfurt

1794

Das Gedicht in der ersten Ausgabe

Blatt 1. Ausgabe

VIII.

Die deutschen Kinder in Frankreich;

oder:

das Grab in der Felsen-Höhle.

I.

Unglücksfälle hatten den Tischler Zimmermann gezwungen, seine Vaterstadt, Basel, zu verlassen, und unter einem Schweizer-Regimente, welches in französischem Solde stand, Dienste zu nehmen. Mit männlicher Stärke trug er dieses harte Schicksal und der größte Kummer, der ihn drückte, war nur: daß er auch seine Gattin, die ihn mit zwey unmündigen Kindern gefolgt war, darben und leiden sehen mußte. Aber noch ein größeres Unglück traf die arme Familie. Zimmermann stürzte von einer hohen, finstern Treppe herab und brach das rechte Bein so gefährlich, daß die Kunst der Aerzte nicht mehr vermochte, dasselbe zu heilen. Es mußte also abgenommen werden, und

Zimmermann erhielt als ein Krüppel den Abschied von seinem Regimente. Mühsam schleppte sich nun der Unglückliche aus Marseille, wo dieses Regiment lag, auf das Land, und erhielt in einer Fabrike als Handlanger um einen kärglichen Sold Dienste. Zwey Jahre lang hatte er hier, in Schweiß des Ange-
 sichts, sein Brod gegessen, als ein heiziges Fieber ihn ergriff, welches nach wenigen Wochen zugleich seinem Leben und seinen Leiden ein Ende machte. Allein für die arme Wittwe, deren Gesundheit durch eine so lange Reihe von unglücklichen Begebenheiten ebenfalls sehr erschüttert worden war, fieng nun erst der Zeitpunkt des höchsten Elendes an. Um ihren Gatten begraben lassen zu können, mußte sie von ihren wenigen Kleidern das Beste verkaufen. Freunde und Verwandte hatte sie in dem fremden Lande nicht. Das Regiment, unter welchem Zimmermann gedient hatte, war während der französischen Revolution abgedankt worden, und mit unerbittlicher Härte forderte der Eigenthümer der Hütte, in welcher sie gewohnt hatte, die rückständige Miethe. Frau Zimmermann mußte keine Aussicht in dieser traurigen Lage. Sie konnte nichts als weinen. Oft stand sie um Mitternacht auf von ihrem harten Lager, schlich sich auf den Gottesacker, umflammerte das Grab ihres Gatten, und betete an dieser Stelle zu Gott:

daß er ihr Hülfe sende! in dem gränzenlosen Unglücke, und die Waisen nicht verschmachten lasse im Jammer. Aber nie litt ihr Mutterherz so sehr, als wenn Jakob und Lisette (dies waren die Namen der Kinder) die Hände zu ihr emporhoben, die Wangen ihr streichelten, oder die Thränen hinwegküßten, oder sie zu trösten suchten, und baten: sie möchte doch nicht auch sterben! Nach und nach aber ward endlich doch die Unglückliche ruhiger. Ja, meine Kinder, sagte sie einst, ich will suchen, mich für Euch zu erhalten, so lange ich vermag, um über Euere Erziehung wachen zu können. Denn nicht, wer seine Aeltern verlohren, sondern wer eine schlechte Erziehung erhalten hat, ist ein wahrer Waise. Aber wer wird nun für unseren Unterhalt sorgen? Euer Vater, unsere einzige Stütze, ist todt. Ich bin schwach und kränklich. Harte Arbeiten würden mich früher in das Grab führen. „O darüber kränket Euch nicht, liebe Mutter, antwortete der rasche Jakob. Lisettchen und ich wollen schon zu den reichen Leuten gehen und um Brod bitten und es Euch bringen, bis wir selbst im Stande sind, es für Euch zu verdienen. Der liebe Gott, saget Ihr uns ja oft, nähre die Vögel unter dem Himmel. Er wird uns nicht Hungers sterben lassen. Nur weinet nicht mehr. Ich möchte in die Erde sinken, wenn ich Euch weinen sehe!“ Gottlob, sagte die Mutter,

Ich bin noch nicht ganz unglücklich! Ich habe gute Kinder! Aber während dieses rührenden Auftrittes trat der Eigenthümer der Hütte mit troziger Mine herein, und forderte nicht bloß die Miethe, sondern drang noch darauf: daß Frau Zimmermann innerhalb drey Tagen die Wohnung verlasse, weil er nicht gesinnet sey, Bettler zu beherbergen. Vergebens warfen sich die Kinder vor dem harten Manne nieder und baten, ihre Mutter nicht zu verstoßen. Vergebens bat die Mutter selbst mit Thränen, ihr nur noch eine Frist von vier Wochen zu gestatten. Er blieb ungerührt und noch am nehmlichen Abend kam ein Häßcher, der den Armen ihr einziges Bette pfändete, um dem Unbarmherzigen seine Forderung zu sichern.

2.

Frau Zimmermann war jetzt ohne Obdach, ohne Brod, beynahe ohne Kleider. Ach, sagte sie zu ihren Kindern, wohin soll ich mich wenden? Niemand wird uns in sein Haus aufnehmen, weil wir arm sind, und keine Miethe bezahlen können. Mein Vaterland ist weit, weit entfernt von hier. Die lange Reise würde meine Kräfte erschöpfen und mich von Eurer Seite reißen. Was sollen, was können wir thun in dieser schrecklichen Lage? Fortgehen von hier, antwortete Jakob mit Wärme, fort von diesen bösen

Men-

Menschen und bessere suchen! Einen Winkel werden wir doch finden, wo wir Euch eine kleine Hütte bauen können von Baumzweigen und Stroh? Oft bauten wir schon solche Hüttchen mit unseren Gespielen. Und, fiel Lisettchen ein, dieses Hüttchen wird dann unser Eigenthum seyn, Niemand wird uns daraus verjagen, Niemand unsere gute Mutter beunruhigen dürfen.

Und wirklich beschloß Frau Zimmermann, von diesem traurigen Orte sich zu entfernen, die Hülfe guter Menschen zu suchen, zu sehen: ob sie nicht Eyon erreichen könne, wo sie wohlthätige, dort wohnende Schweizer zu finden hoffte, und schon am dritten Tage verließ sie die Hütte des Jammers. Die wenigen Kleider und Geräthschaften, welche ihr noch übriggeblieben waren, hatte sie in drey Päckchen gebunden, wovon sie jedem der Kinder eines, das dritte schwerere aber sich selbst anhub. Eine Ziege, deren Milch seit dem Tode Zimmermanns die einzige Nahrung der armen Familie gewesen war, folgte ihnen, und leckte bald der Mutter, bald den Kindern schmeichelnd die Hände.

Traurig sahen die Unglücklichen noch einmal zurück nach dem Dorfe, aus welchem die Härtherzigkeit der Menschen sie verdrängt hatte, fielen dann nieder auf die Kniee und beteten, erwärmt von den ersten

Strahlen der Morgensonne, zu dem Vater aller Wesen. Und in das Herz der Mutter kam wieder Hoffnung und Muth. Ihr Vertrauen auf die Vorsicht erwachte. Die Kinder selbst athmeten leichter, und so wanderten sie fort, bis die Sonne sich neigte. Jetzt lagerten sie sich, ermüdet und hungernd, auf der Spitze eines waldigten Hügel, von welchem aus man eine weite, schöne Landschaft übersah. Aus einer Felsenrize entsprang in der Nähe eine klare, frische Quelle und floss zwischen Moos und Vergißmeinnicht und Wiesenraunkeln, einladend für die dürstenden Wanderer, den Hügel hinab. Hier wollen wir die Nacht zubringen, sagte Frau Zimmermann, und theilte den Kindern einige gesottene Erdäpfel und die Milch, welche die Ziege gab, aus. Sie selbst erweichte ein Stückchen schwarzes Brod in dem Quellwasser und begnügte sich mit diesem kärglichen Mahle. Als die Bedürfnisse des Hungers und des Durstes gestillt waren, gieng Jakob, von Lisettchen begleitet, in den Wald, hieb mit einem scharfen Taschenmesser, dem vorzüglichsten Erbstücke aus der Verlassenschaft seines Vaters, die unteren Aeste buschigter Buchen ab, steckte sie an einem bequemen Orte in zweien von einander entfernten Reihen so geschickt in die Erde, daß sie dichte Seitenwände bildeten, während die Zweige einer Weisstanne, an deren Fuße Jakob diese

Art von Zelt erbauete, zum sicheren Obbache sich wölbten. Jetzt sammelten die Kinder dürre Baumblätter und weiches Moos, machten daraus ein Lager, die Mutter aber breitete eine Schürze darüber hin, und die drey Päckchen mußten zu Kopfkissen dienen. Die Ziege hingegen legte sich in die Quere zu den Füßen der Kinder und schützte sie vor der Kälte der Nachtlust. Bald entschliefen die ermüdeten Kleinen. Aber Frau Zimmermann konnte die Augen nicht schließen. Sie überdachte ihr Unglück und noch die aufgehende Morgensonne spiegelte sich in ihren Thränen. Nur, als Jakob und Lisette erwachten, tröcknete sie Wangen und Augen ab, um die guten Kinder nicht mehr zu träufen.

3.

Der Ort, wo die arme Familie diese Nacht zugebracht hatte, war wie geschaffen zum Aufenthalte für gute Menschen, welche Ruhe suchen und nur wenige Bedürfnisse haben. Im Vorgrunde standen zwischenden Gebüsch einzelne hohe Bäume. Im Hintergrunde ward der Wald dichter und dunkler. Zwischen den Tannen und Buchen erblickte man zuweilen einen Kirschen- oder Apfelbaum, und wo man sich niederbückte, fand man den Boden mit süßdüftenden Erdbeeren oder mit Waldblumen, die dem Garten

eines Fürsten zur Zierde seyn würden, in dichten Reihen bedeckt. In den Gesträuchen und den Wipfeln der Bäume ertönten die lieblichen Stimmen der Waldvögel, die so wenig furchtsam waren, daß sie beynahe vor den Füßen Jakobs und Lisettens sich niederließen, und Würmchen aus dem Moose herauspückten. Die guten Kinder waren entzückt über Alles, was sie sahen und hörten. „Mutter, Mutter, sagten sie, und klammerten sich fest an dieselbe an, Mutter, hier wollen wir bleiben, und uns eine Hütte bauen. Erdbeeren giebt es hier die Fülle und fettes Gras für unsere Ziege und eine frische Quelle, wenn wir dürsten. O! der liebe Gott hat uns nicht verlassen. Er hat uns Speise und Trank gesendet. Nun wollen wir arbeiten und uns eine Hütte bauen.“ Gerührt drückte Frau Zimmermann den Kindern die Hände, und allmählig stieg auch in ihr der Entschluß auf: hier zu wohnen. Nachdenkend gieng sie tiefer in den Wald, als auf einmal die Gegend steiler wurde und große, mit Moos und einzelnen Wachholdersträuchen bewachsene Felsstücke vor ihr lagen. Der Anblick überraschte sie, aber noch mehr ward sie durch den Eingang in eine, von der Natur gebaute, Höhle überrascht. Schnell huschte Jakob hinein und bald verkündigte er jauchzend: „Das Innere derselben sey so geräumig, als ein großes Wohnzimmer. Durch eine Ritze von oben

komme Licht und Sonnenwärme hinein. Die Seitenwände seyen senkrecht abgeschnitten und im Hintergrunde rage ein niederes Felsstück wie ein Tisch hervor. Kurz, die Höhle gleiche einer recht bequemen Wohnung.“ Frau Zimmermann untersuchte nun selbst, fand: daß Jakob nicht ohne Ursache sich gesrenet habe, und noch am nemlichen Tage nahm sie die neue Wohnung in Besitz.

Mit geschickter Hand räumte Jakob die Dornenweige und die Ranken der Brombeergesträuche hinweg, welche am Eingange der Höhle lagen, und säuberte die Höhle selbst von allen Unreinigkeiten. Dann schnitt er zarte Tannenweige ab, legte sie Schichtweise auf den Boden, und langes Schilf darauf, welches er an einem Teiche, nahe bey dem Walde entdeckt hatte. Auf das Schilf streute er dann dörres Buchenlaub, welches Lisette in der Schürze sammelte. Um erhöhtere Kopfstützen zu haben, band er, auf den Rath seiner Mutter, einen Arm voll Schilf in ein Bündel, und schon am Abend war die Lagerstätte fertig, die freylich nicht so weich war, als ein Federbette, aber doch immer vor einem Lager auf der bloßen Erde viele Vorzüge hatte. Der erste Gedanke Jakobs beym Erwachen am folgenden Morgen war: wie man eine Thüre verfertigen könne, um die Höhle Nachts zu schließen. Lange sann er

hin und her. Endlich fiel es ihm ein: lange Stäbe von gleicher Höhe mit Weiden an zwey Querehölzer zu befestigen, und schnell ward dieser Einfall ausgeführt. Diese Art von Thüre, so wenig künstlich sie auch gebaut war, schützte doch wenigstens, wenn man sie des Nachts von innen an den Eingang der Höhle lehnte, die Schlafenden vor dem Besuche der Füchse, Dachse und anderer Waldthiere. Daß die stärkere, kundigere Hand der Mutter zu all diesen Arbeiten am meisten mitgewirkt haben werde, kann man sich leicht denken.

Indessen gieng der kleine, dürstige Vorrath von schwarzem Brod und Erdäpfeln, welchen Frau Zimmermann mit sich genommen hatte, allmählig auf die Reige. Sie sagte dieses den Kindern. O, fiel Jakob ein, da wollen wir bald helfen, Lisettchen und ich. Ich mache Körbchen von Baumrinden, und fülle sie mit frischgepflückten, süßen Erdbeeren. Lisette aber sammelt schöne, wohlriechende Blumen im Walde und an der Quelle. Dann gehen wir mit dem kleinen Krame in die Stadt, die wir dort in der Ferne sehen, lösen baar Geld, und — ohne Brod kommen wir gewiß nicht zurück. Frau Zimmermann freute sich dieses Entschlusses. Damit alles schneller gehe, machte sie selbst die Körbchen, band die ausserlesensten auß den Blumen, die Lisette brachte, in niedliche pyra-

midenförmige Sträuße, reinigte die Erdbeeren, und in wenigen Stunden waren die Kinder schon auf dem Wege nach der Stadt. Heiß brannte die Mittags-Sonne. Aber sie achteten weder der Hitze noch der spizen Steine, über welche sie mit bloßen Füßen wandelten; sie dachten nur an ihre Mutter und freueten sich schon im Voraus der Ueberraschung, wenn sie ihr nicht blos Brod, sondern auch . . . vielleicht ein Stückchen Fleisch und, falls es gut gehe, wohl gar noch ein Gläschen mit Wein zurückbringen würden. Wär' ich nur größer, sagte Jakob. Dann würd' ich arbeiten vom Morgen bis zum Abend und wenn's auch bis Mitternacht wäre, und Alles, Alles, was ich verdiente, brächte ich unserer guten Mutter. Täglich müßte! sie Suppe und Fleisch und ein Gläschen Wein haben, und sollt' ich für mich nur Brod und Wasser behalten. Und ich, sagte Lisettchen, ich würde bey einem Pächter als Magd mich verdingen und meinen ganzen Lohn ihr geben. Sie liebt uns so herzlich, so herzlich.... Ach, der liebe Gott wird uns doch wohl helfen, daß wir ihr noch Gutes thun können.

Unter solchen Gesprächen kamen sie nahe an die Stadt. Eine zwiefache Reihe von Kastanienbäumen war auf beyden Seiten der Straße, welche zu dem Thore führte, gepflanzt. Im Schatten spazierten

hier Knaben und Mädchen an der Hand ihrer Aeltern oder Wärterinnen, oder lagerten sich im grünen Rasen unter den Bäumen, und spielten um Pfänder. Schüchtern gieng Jakob und Lisette an ihnen vorüber, und hielten ihre Körbchen fester, als fürchteten sie, beraubt zu werden. Indessen zogen doch die beyden Kinder, die bey aller Dürftigkeit sehr reinlich gekleidet und von schöner Bildung waren, die Aufmerksamkeit einer Bürgerin auf sich, welche im Kreise einiger kleinen Mädchen lustwandelte. Wohin willst du, gutes Kind, fragte sie liebevoll Lisette. In die Stadt, antwortete die Kleine und ihre Wangen wurden so roth als die Erdbeeren, die in Jakobs Körbchen lagen. Wir haben hier Blumen und Früchte, die wir gerne verkaufen möchten. Ist Ihnen vielleicht etwas anständig? O kaufen Sie, Mamma! Kaufen Sie! Erdbeeren und Blumen!.. riefen nun die Kinder durcheinander, und hüpfen hoch empor für Freude. Denn schönere Blumen hatten sie noch nie gesehen, und die Erdbeeren, die so einladend ihnen entgegenlächelten, waren die ersten in diesem Jahre.

Die Mutter ließ sich nicht zweymal bitten. Sie kaufte die Sträuße und die Früchte, und zahlte mit freundlichem Lächeln den doppelten Preis, den Jakob dafür gefordert hatte. Dankbar küßte er der guten

Frau die wohlthätige Hand. Aber er war nicht zu bewegen, länger da zu verweilen und mit den gesitteten Kindern, die ihn und Lisetten in wenigen Augenblicken liebgewonnen hatten, sich zu unterhalten. Die Sehnsucht seiner Mutter so schnell als möglich die Früchte des ersten Erwerbes zu bringen, gestattete ihm nicht, einen Augenblick zu verlihren. Häufig gieng er in die Stadt, kaufte bey einem Becker ein Brod und in einer Garküche ein Stückchen Fleisch, das er auf Baumblätter in sein Körbchen legte und so eilte er, Arm in Arm geschlungen, mit seiner Schwester zurück in den Wald. Gott hat uns gesegnet! Gott hat uns geholfen! rief er mehr als zwanzigmal voll Entzückens aus, und als er den Erwerb nun endlich seiner harrenden Mutter, die voll bangen Sorge ihnen entgegengekommen war, überreichen konnte, da kannte er sich kaum mehr für Freude. Denn nichts macht das Herz froher, als die Erfüllung einer kindlichen Pflicht.

Von diesem Tage an trugen die Kleinen jeden Mittag die Erdbeeren und Blumen, die sie des Morgens gepflückt und gesammelt hatten, in die Stadt und brachten immer Brod und Butter, zuweilen auch ein Stückchen Fleisch mit sich zurück. Aber nach und nach gieng die Zeit der Erdbeeren vorüber. Jakob mußte also auf eine andere Art des Erwerbes denken.

Er machte Schlingen von Pferdehaaren, um Singvögel darinnen zu fangen, und auch dieses gelang ihm. Jeden Abend und jeden Morgen hiengen Amseln, Drosseln, Finken und Hänflinge zappelnd in den Schlingen und mit Sehnsucht ward des Mittags immer der kleine Vogelfänger in der Stadt erwartet, wo man ihm gerne den Preis bezahlte, den er für seine Vögel forderte. Frau Zimmermann war ebenfalls nicht müßig. Sie flocht niedliche Körbchen von Binsen und Schilf und die Kinder verkauften dieselben.

Die gute kleine Familie war jetzt ganz glücklich. Sie hatte, was jeder Mensch sich wünscht, Arbeit und Brod, ein reines Gewissen und ruhigen, ungestörten Schlaf. Allein dieses häusliche Glück war nicht von langer Dauer. Die Vögel fanden, als der Sommer kam, reifes Getraide in den nahen Feldern, und die Lockspeisen, welche Jakob ihnen vorstreute, reizten sie nicht mehr, in die Schlingen zu gehen. Ein anderer Unfall kam noch dazu. Frau Zimmermann ward krank und vermochte nicht mehr, niedliche Körbchen zu flechten. Der zwiefache Erwerb hörte also auf, der Vorrath von gedörrtem Obst und Zwieback, den die vorsichtige Mutter in guten Zeiten gesammelt hatte, war in sechs bis acht Tagen aufgezehrt, die Milch der Ziege reichte nicht

hin, und — doch sollte man leben! doch sollte man der kranken Mutter pflegen! Die Lage der Kinder war schrecklich.

4.

Nach und nach erhohlte sich Frau Zimmermann wieder ein wenig. Jakob und Lisette giengen also, jedes ein Körbchen mit Blumen am Arme tragend, in die Stadt, voll Hoffnung, wenigstens den Preis eines Brodes zu lösen. Aber neues Unglück! Niemand wollte mehr Blumen kaufen. An einigen Orten, wo sie dieselben anboten, wies man sie sogar mit einiger Härte ab. Jakob, der den Muth noch nicht verlorh, ergriff nun ein anderes Mittel, daß ihm Geld bringen sollte. Er sang auf der StraÙe ein rührendes Lied, das seine Mutter ihn gelehrt hatte, mit so vieler Anmuth, daß schnell ein Kreis von Kindern und jungen Leuten sich versammelte, und aufmerksam dem kleinen Sängerk zuhörte. Aber kaum hatte er zu singen aufgehört, als die Umstehenden sich verlohren, ohne ihm auch nur einen Heller in die vorgestreckte Hand zu legen. Jetzt wußten die armen Kinder nur ein Mittel noch, Brod zu erhalten. Sie ergriffen es und klopften an der Thüre eines schönen großen Hauses an. Um Gottes willen, flehte Lisette und eine Thräne rieselte über ihre er-

blästen Wangen herab, um Gottes willen, einen
 Bissen Brod, daß meine Mutter nicht Hungers sterbe!
 Beihenmal wiederholte sie diese Bitte mit wehmüthi-
 gem Tone, als endlich ein Mann in einem seidenen
 Kleide heraustrat, seinen Stock emporhob und die
 armen Kinder unter gräßlichen Flüchen und den pö-
 belhaftesten Beschimpfungen hinwegjagte. Beschämt
 und erschrocken eilten sie, mit blutendem Herzen zum
 Thore hinaus, ohne daß sie es gewagt hätten: ihre
 Bitte an einem andern Hause zu wiederholen. Um
 den Hunger zu stillen, rissen sie an einem Kornfelde
 unreife Aehren ab und saugten den milchichten Saft
 aus denselben. Aber sie wurden davon nicht satt.
 Indessen quälte der Hunger sie lange nicht so sehr,
 als der Gedanke an ihre gute Mutter. Sie wird
 sterben, sagte Lisette. Sie wird's, fiel Jakob ein,
 und mit ihr werden auch wir sterben, weil Niemand
 unserer sich erbarmet. Hestig weinten sie während
 dieses Gespräches.

Die Schatten wurden allmählig länger und die
 Sonne neigte sich zum Untergange. Vergebens hatte
 Jakob Stundenlang seinen erfinderischen Kopf ange-
 strengt, um ein Mittel zu ersinnen, wie er minde-
 stens für seine Mutter ein Stückchen Brod sich ver-
 schaffen könnte. Kein ausführbarer Gedanke fiel ihm
 ein. Es blieb ihm also nichts übrig, als die Rückkehr

in die Felsenhöhle und die Aussicht auf den nahen Hungertod. Langsam, niedergedrückt von Kummer, schlenderte er mit Lisetten dem Walde zu, als auf einmal ein Gerassel im Gehäge, welches den Weg einzäunte, ihn aus seinen düsteren Gedanken weckte. Er sah um sich und erblickte eine Henne, die sich in das Dornengebüsche verwickelt hatte und weder vorwärts noch rückwärts konnte. Ich hasche sie, sagte Jakob, so hat doch unsere gute Mutter etwas zu essen.

Lisette. Ach nein! Die Henne gehört nicht unser, und du wirst doch keinen Diebstahl begehen wollen?

Jakob. Also muß ich unsere gute Mutter sterben sehen? Nein, dieß kann und dieß will ich nicht! Der Eigenthümer wird gewiß seine Henne leicht entbehren, und wir... o Lisette! wir verlängern damit unserer guten Mutter das Leben.

Lisette. Aber wir sind dann eben doch Diebe!

Jakob. Ach! du hast freylich Recht. Aber willst du, daß unsere Mutter Hungers sterbe? Nein! man soll mich einen Dieb nennen, man soll mich peitschen und in ein finsternes Loch werfen, wie einen Missethäter, wenn nur sie, nur sie gerettet wird. Vergeben mir auch die Menschen diese That nicht, so wird mir doch der liebe Gott sie vergeben.

Lisette konnte nun nichts mehr einwenden. Sie hat nur ihren Bruder, behutsam zu seyn, damit ihn niemand entdecke. Denn ängstlich schlug ihr Herz. Hastig ward also die Henne ergriffen, in die Schürze des Mädchens gepackt, und nun eilten die Kinder, so schnell sie konnten, fort. Aber kaum hatten sie etwa dreißig Schritte gethan, als sie die Fußstritte eines Mannes und den Befehl hörten, stille zu stehen. Es war der Gärtner eines nahe gelegenen Landhauses. Er hatte das Geträchze der Henne gehört, von Ferne die Gefangennehmung derselben gesehen, und war nachgeeilt, sie wieder zu erlösen. Mit zorniger Geberde riß er die Schürze des Mädchens auf, faßte mit einer Hand die Henne bey den Flügeln und mit der anderen den erblaßten Jakob, der vergebens sich loszuwinden strebte, bey der Brust, und schleppte so, unter gräßlichen Drohungen und Beschimpfungen die armen Kinder in das Landhaus, wo eben der Herr desselben sich aufhielt, ein ehrwürdiger alter Mann, mit einer freundlichen, gutmüthigen Mine. Was bringt Ihr hier, Robert? fragte der Greis, der schon von ferne das klägliche Geschrey der Kinder gehört hatte.

Der Gärtner. Diebe bring' ich. Eine Henne haben sie gestohlen, die kleinen Gauner! Der Bube hier hat sie gehascht, und das Mädchen da in der

Schürze verborgen. O! wer sein Handwerk so frühe anfängt, kann es sehr weit darinnen bringen.

Der Greis. Wie, so jung noch und schon zum Stehlen abgerichtet? Pfuy! Schäm'et Euch!

Jakob. Ach, guter Herr, wir sind gewiß, gewiß keine Diebe.

Der Greis. Aber gestohlen habt ihr doch? das Eigenthum eines Anderen Euch zugeeignet?

Jakob. Wir haben es freylich gethan, und das war Unrecht. Aber gewiß nicht aus Bosheit. Unsere Mutter ist krank, sie hat keinen Bissen Brod... wir weinten und wußten uns nicht zu helfen! Da fanden wir die Henne und nahmen sie, um unserer guten Mutter das Leben zu retten. Ach... sie ist so gut und so krank...

Der Greis. Gesezt, ihr sagtet mir, was ich aber nicht glauben kann, die Wahrheit. Hättet Ihr nicht besser gethan, mich um Hülfe zu bitten? dann hättet Ihr mir einen Verdruß und Euch ein Verbrechen erspart.

Lisette. (Ihre Thränen mit der Schürze abtrocknend) Lieber Gott! wie durften wir hoffen, daß Sie unsere Bitte erfüllen würden? Ich habe in der Stadt an einem großen, schönen Hause angeklopft, so groß und schön, wie das Ihrige hier, habe nur um einen Bissen Brod gebeten und man hat mich

mit einem Stocke hinweg gejagt. Da wagte ich's nicht mehr, um etwas zu bitten. Nur die Noth und die Liebe für unsere gute Mutter haben uns zu dieser bösen Handlung gezwungen.

Der Greis. Wer stiehlt, dem kostet auch das Lügen nichts! Robert! Sperret die Kleinen Taugenichtse einstweilen in die Kammer gegen dem Garten zu.

Jakob. Um Gotteswillen, Herr, lassen Sie mich peitschen, lassen Sie mir die Ohren abschneiden, nur einsperren lassen Sie uns nicht. Unsere Mutter ist krank, ist allein in der Felsenhöhle im Walde oben. Sie würde sterben für Hunger und Kummer, wenn wir nicht zurückkämen.

Der Greis. In der Felsenhöhle im Walde wohne Euere Mutter, sagt Ihr?

Jakob. Ja, dort wohnt sie!

Der Greis. Gut! Morgen wollen wir sehen: ob Ihr die Wahrheit redet. Einstweilen — geht Ihr in's Gefängniß!

Vergebens baten sie um Erlassung dieser Strafe; vergebens warfen sie sich dem Greis zu Füßen. Er blieb bey seinem Entschlusse, und Jakob und Lisette wurden in ein enges Kämmerchen zu ebener Erde eingesperrt. Jetzt sahen sie erst ein, was für ein schweres Verbrechen sie begangen hatten, und daß
ihre

ihre Mutter sie selbst dafür gestraft und eher den Tod gelitten als einen Bissen von der Henne genossen haben würde. Thränen der innigsten Reue rieselten, brennend wie Feuer, über ihre blassen Wangen herab, dann knieten sie nieder und beteten: daß Gott ihnen die Sünde vergeben und ihrer armen Mutter sich erbarmen möchte.

5.

Als sie gebetet hatten, ward ihnen das Herz etwas leichter. Aber den Gedanken an den Kummer, den ihre Mutter die Nacht hindurch leiden würde, konnten sie nicht unterdrücken. Abends brachte ihnen Robert Brod und kaltes Fleisch. Kam' es auf mich an, sagte der rohe Mensch, so gäbe man Euch Schläge statt des Brodes. Mein Herr ist viel zu mitleidig mit solchem Gefindel. Brummend gieng er dann wieder fort und verschloß die Thüre von außen mit einem Riegel. Allen die Kinder aßen nicht. Der Schrecken hatte sie zu sehr betäubt.

Ob wir nicht entfliehen können? rief auf einmal nach langem Nachdenken Jakob aus, und husch! war er am Fenster und maß beym Scheine des Mondes, der durch zerrissene schwarze Wolken schimmerte, die Höhe vom Zimmer hinab in den Garten. Hoch klopfte sein Herz für Freude, als er sah, daß sie nur fünf

bis sechs Schuhe betrug, und daß er ohne Mühe und Gefahr hinabspringen konnte. Schnell wurde der Plan zur Flucht gemacht, und eben so schnell ausgeführt. Jakob stieg zuerst hinab. Dann kam Lisette, klammerte ihre zarten Hände an die Fensterrahmen an und hops! stand auch sie glücklich und wohlbehalten am Boden. Gottlob, sagten Beide und hohlten tief Athem — Gottlob! nun sind wir frey und können zurückkehren zu unserer Mutter. Das Brod und das Fleisch, das ihnen gebracht worden war, hatte Lisette weislich in ihre Schürze gepackt. Denn mit gutem Gewissen konnten sie dieses mit sich nehmen, weil man es ihnen gegeben hatte.

Im Garten waren sie nun, die Entflohenen. Aber — eine neue Verlegenheit! Die Thüre desselben war fest verschlossen und im Gefängniß-Zimmerchen hörten sie ein Geräusche und bald darauf des bösen Roberts furchtbare Stimme. Zitternd schlichen sie, Hand in Hand, an dem Gehäge hin. Jedes rauschende Blatt erschrockte sie. Nirgends zeigte sich ein Ausweg. Schon waren die Armen entschlossen, wieder in ihren Kerker zurückzukehren, als Jakob in der dichten Hecke eine Lücke erblickte, durch welche er, mit Mühe, auf Händen und Füßen, sich hindurchwinden konnte. Eben so mühsam kroch ihm Lisette nach, und bald befanden sich Beide im Freyen. Aber

nur kurz war die Freude über diese Erlösung. Denn kaum hatten sie einige Schritte gethan, so verfolgte sie ein großer Hund, der beym Lichte des Mondes ihnen noch größer schien, mit fürchterlichem Gebelle. Sie verdoppelten ihre Schritte. Vergebens. Je mehr sie sprangen, desto heftiger bellte der Hund. Unbeschreiblich war ihre Angst. Kalter Schweiß ergoß sich über ihre Körper und durchnäste ihre Kleider. Endlich schwieg der Hund und athemlos setzten sich die Kinder nieder in das Gras, das der Nachthau schon befeuchtet hatte. Aber... eben dieses Niedersetzen auf die nasse Erde, während das Blut in Wallung und der Körper mit Schweiß bedeckt war, hatte für die arme Lisette sehr traurige Folge, wie wir bald hören werden.

Die Nacht ward immer dunkler. Schwarze Gewitterwolken zogen herauf am Himmel und bedeckten den Mond. Schon rollte von ferne der Donner, und ach! die armen Kinder hatten sich, während sie vor dem Hunde flohen, weit von dem Wege verirrt. Ueber Stöcke und Steine gieng ihr Pfad. Bald stürzten sie in Gräben, bald verwickelten sich ihre Füße in Dorngebüsch. Von den Bäumen herab tönte das widrige Geschrey der Eulen. Fledermäuse schwirrten ihnen um die Köpfe. Endlich kamen die unglücklichen Flüchtlinge an einen Wald. Ermattet sanken

sie hier nieder, während das Gewitter immer näher kam, und immer furchtbarer ward. Blitze fuhren durch die Luft und erhellten die Nacht, daß sie zum Tage ward. Schlag auf Schlag folgte der Donner. Der Sturmwind brauste in den Wipfeln der Bäume. In dichten Tropfen fiel der Regen und verwandelte sich bald in Schloßen. Es war eine schreckliche Nacht! Die Kinder glaubten beynah, die Stunde ihres Todes sey gekommen. Die Bäume krachten. Nester stürzten herab. Lisette sank halb ohnmächtig nieder. Ach, stammelte sie, wir haben Böses gethan. Dafür werden wir jetzt gestraft. O! Jakob! wir wollen noch einmal beten, daß uns Gott vergebe! Und die Kinder beteten und gelobten: nie wieder den Fehler zu begehen, den sie begangen hatten. Nach und nach legte sich endlich der Sturm und das Gewitter. Der Regen hörte auf. Aber die armen Kinder waren durchnäßt bis auf den Leib, und voll Beulen von den Schloßen und den herabgestürzten Nesten. Fieberfrost ergriff sie. Denn eine schneidende Kälte war auf das Gewitter gefolgt. So harrten sie hier, bis die Morgenröthe den Tag verkündete. Aber mehr als das, was sie diese Nacht hindurch erduldet hatten, kränkte sie der Gedanke an die Angst ihrer guten Mutter.

Mit den ersten Strahlen der Sonne verließen sie den Wald; beyde waren blaß, wie Leichen. Lisette

besonders schien ganz entstellt und von einer heftigen Krankheit bedroht zu seyn. Kaum vermochte sie zu gehen. Glücklicherweise entdeckte Jakob bald: daß sie mehr nicht, als höchstens eine Viertelstunde von der Felsenhöhle entfernt seyn können, da er in der nehmlichen Gegend, wo er jetzt sich befand, schon Erdbeeren gepflückt hatte. Aber erst nach einer Stunde erreichten sie dieselbe; denn wenn sie zehn Schritte gethan hatten, so sanken sie immer wieder ermattet nieder.

Fröhlich hüpfte die Ziege den Kommenden entgegen, als sie dem Felsen sich nahten und leckte ihnen meckernd die Hände. „Gottlob! sagte Jakob, daß wir hier sind! Gottlob! seufzte Lisette und eine flüchtige Röthe überzog ihre bleichen Wangen. Wir wollen unserer Mutter nun Alles haarklein erzählen. Sie wird freylich mit uns zanken, wie wir es verdient haben, aber sie wird uns auch wieder gut werden, wenn wir ihr versprechen, nie wieder Böses zu thun.“ Mit diesem Vorsatze traten sie in die Höhle. Aber — ihre Mutter war nicht dort. Sie riefen ihr und keine Stimme antwortete. Sie ist gestorben... sagte Jakob ängstlich. Sie ist gestorben, wiederholte Lisette mit lautem Geschrey, und wir, wir sind Ursache an ihrem Tode! Jakob kletterte auf eine Tanne am Eingange des Waldes, von wo er die Gegend übersehen

konnte, und rief mit angestrengter Stimme: Mutter! Mutter! — Zehnmal rief er so, ohne eine Antwort zu erhalten. Alle seine Glieder zitterten und heiße Thränen rieselten ihm die Wangen herab. Schon wollte er wieder niedersteigen... als er von ferne zugleich seine Mutter erblickte und ihre Stimme hörte! Gottlob! jauchzte er zehnmal nach einander, Gottlob, sie lebt noch! und — schnell, wie ein Eichhörnchen, sprang er herab von der Tanne und in die Arme seiner wiedergefundenen Mutter! Aber — die Freude verwandelte sich schnell wieder in Schrecken, als Lisette und Jakob zu gleicher Zeit schon ganz in der Nähe den Herrn des Landhauses erblickten, der am vorigen Abend sie ins Gefängniß hatte werfen lassen. Todtenblaß wurden bey dieser Erscheinung. Sie verbargen ihr Angesicht in die flache Hand und drängten sich näher an ihre Mutter hin, um nicht gesehen zu werden. Allein bald beruhigte sie dieser durch die Versicherung: Herr Gerbert, so nannte sich der rechtschaffene Greis, habe ihnen bereits ihren Fehltritt vergeben. Indessen war dieser herbegekommen. Ja, ja, sagte er gutmüthig, ich vergebe Euch Euere böse That, weil Ihr dadurch Euere Mutter vom Tode zu retten suchtet. Aber — nicht wieder gethan! Ich rath' es Euch. Eine gute Absicht rechtfertiget niemals eine schlechte Handlung. Merkt es Euch.

Mit Rührung küßten die Kinder dem Greisen die Hände und versprachen: seine Lehre tief in ihre Herzen einzuprägen.

6.

Während die arme aber liebenswürdige Familie in die Felsenhöhle zurückkehrt, um dort von so mancher faltigen Leiden auszuruhen, will ich Euch, meine kleine Leser, erzählen, was sich während der Gefangennehmung der Kinder ereignete.

Sie hatten, wie Ihr Euch erinnern werdet, dem Herrn Gerbert ihren Wohnort angezeigt. Dieser brave Mann, den ihre Thränen und ihre Erzählung rührten, schickte sogleich einen seiner Bedienten in den Wald, um die Mutter aufzusuchen und die Wahrheit jenes Vorgebens zu erforschen. Frau Zimmermann saß eben am Eingange der Felsenhöhle, voll Unruhe über das Außenbleiben der Kleinen, als der Bediente ankam, und ihr die niederschlagende Nachricht von den Vorfällen auf dem Landhause brachte. So schnell, als es ihre Schwäche erlaubte, folgte sie demselben nach, aber... eine neue Verlegenheit!... bey ihrer Ankunft waren die Kleinen schon aus dem Gefängnisse entwichen. Herr Gerbert bemühte sich indessen mit seiner gewöhnlichen Herzlichkeit, die traurende Mutter zu trösten. Sie mußte

die Nacht in seinem Hause zubringen, und kaum hatte sie am künftigen Morgen, voll Angst und Sorgen, sich zurück in den Wald begeben, so folgte er selbst ihr nach, weil er den schönen, großmüthigen Entschluß gefaßt hatte, das Schicksal dieser guten, unglücklichen Menschen zu erleichtern.

Ihr habt wohl vieles hier ausgestanden, sagte Herr Gerbert, als er in der Höhle ankam und überall die Spuhren der tiefsten Armuth erblickte.

Jakob. O! Mein! Erst seit einigen Tagen geht es uns so übel! Als ich noch Vögel fieng, meine Schwester Erdbeeren pflückte und Sträuße band und unsere gute Mutter noch nicht krank war, da hatten wir immer, was wir bedurften. Ruhig schliefen wir auf unserem Bette von Rohr und Moos und waren so zufrieden, als wenn wir alle Schätze der Erde besessen hätten.

Herr Gerbert. Im Sommer.... ja, ja! da kann man zur Noth schon in einer Höhle leben. Aber wenn nun der Winter kommt? was wollt Ihr dann anfangen?

Frau Zimmermann. Auf Gott vertrauen! Er hat uns im Sommer geholfen, er wird uns im Winter auch nicht verschmachten lassen.

Herr Gerbert. Brav, rechtschaffene Frau. Das Vertrauen, das Ihr auf Gott setzt, wird Euch

nicht täuschen. Jetzt bin ich der Mann, den Er aufersehen hat, in seinem Namen Euch Gutes zu thun und Euere Hoffnungen zu erfüllen. Am Eingange des Waldes will ich Euch ein Häuschen bauen lassen, mit einem kleinen Gärtchen daneben, dort sollt Ihr wohnen. Auch ein Stück Ackerfeld und eine Kuh und einige Ziegen sollt Ihr haben, und kurz: fehlen soll Euch nichts, was Ihr bedürft. Arbeitet fleißig und betet. Aber arbeitet nicht, ohne zu beten, und betet nicht, ohne zu arbeiten und es wird Euch wohlgehen.

Die Freude der Mutter und das Entzücken der Kinder vermag ich nicht, darzustellen. Erst waren sie stumm und betroffen, dann konnten sie kaum Worte genug finden, ihren Dank auszudrücken. Aber Herr Gerbert riß sich los aus ihren Armen und sagte, indem er sie verließ: „Nicht mir, sondern der Vorsicht danket. Ich bin nur ihr Werkzeug!“

Und Frau Zimmermann kniete nieder mit ihren Kindern und dankte der Vorsicht.

Schon am folgenden Tage kamen Zimmerleute und Maurer, um den Bau des kleinen Hauses anzufangen. Ussette setzte sich unter einen Baum an die Sonne, und sah der Arbeit zu. Aber nach wenigen Stunden wurde sie von einem heftigen Fieber überfallen, das immer stärker wurde und am folgenden Tage wieder kam. Vier Wochen lang litt die Arme die heftigsten Schmerzen. Immer sprach sie vom Tode, und mehr als zehnmal nahm sie Abschied von ihrer Mutter und ihrem Bruder. Zwar schickte Herr Gerbert einen Arzt in die Felsenhöhle. Aber dieser erklärte: daß seine Kunst nicht mehr zu helfen vermöge. In der fünften Woche starb endlich das gute Mädchen unter heftigen Zuckungen, und büßte so mit ihrem Leben die Folgen einer einzigen bösen Handlung. Denn die Erhizung während der Flucht, das Niederlegen in das feuchte Gras, der Schrecken über das

Gewitter im Walde, die Erkältung durch den Regen, Alles hatte zusammengewirkt, ihren schwachen Körper zu zerstören!

Jakob warf sich voll Schmerz hin über die Leiche, bedeckte sie mit tausend Küssen, und glaubte, sie wieder zum Leben erwecken zu können. Aber — als am folgenden Tage auf Herrn Gerberts Befehl der Todtengräber kam, die Leiche in eine Bahre legte und sie unter eine Tanne nicht weit von der Höhle begrub, da sank er unmächtig nieder und erst nach einer Stunde erhobte er sich wieder. Frau Zimmermann war nicht weniger traurig über diesen Verlust. Auch ihre Kräfte nahmen mit jedem Tage ab, und — ehe noch die Hütte, welche der menschenfreundliche Greis ihr bestimmt hatte, ausgebaut war, starb auch sie, sanft und ruhig, weil ihr keine böse Handlung den Tod schwer und die Erscheinung vor dem Richter der Lebenden und der Todten fürchterlich machte. Nach ihrem Wunsche ward sie am Eingange in die Höhle begraben. Den braven Jakob aber nahm Herr Gerbert an Kindesstatt auf und ließ ihn in Allem unterrichten, was einen Menschen gut und nützlich und glücklich machen kann. Allein, so gut es ihm auch gieng, so konnte er doch seine Mutter und seine Schwester nicht vergessen und nie dachte er an sie, ohne heiße Thränen zu weinen und die besten Vorsätze zu fassen. „Ach, sagte er tausendmal zu sich selbst, ich begieng in der besten Absicht eine böse Handlung, und verkürzte dadurch meiner Schwester und meiner Mutter das Leben! Aber eher will ich nun selbst den Tod leiden, als wieder eine solche That mir erlauben.“ Und er erfüllte seinen Vorsatz.

Gemälde aus der Kinder-Welt.

- | | | |
|-----------------------------|---|-----------------|
| 1. Die Horcher. | } | |
| 2. Das milchweiße Lämmchen. | | Nach |
| 3. Klärchen am Bache. | | Jauffret. |
| 4. Die Aprikosen. | | |
| 5. Das Grasmücken-Nest. | | Nach Blanchard. |

Grundriss des Reichs

1. Die Provinzen
2. Die Kreise
3. Die Städte
4. Die Burgen
5. Die Festungen

IX.

Gemälde aus der Kinder = Welt.

I.

Die Hörher.

Unter einem Syringengesträuche saßen Lottchen und Luise, zwey holde kleine Mädchen, und banden Kränze von düftenden Veilchen mit blaßgelben Primeln dazwischen. Kühle Abendwinde säußelten im Wipfel des Gesträuches und wehten rothe und bläulichte Blüten herab in ihren Schoos.

Der kleine Julius sah sie von ferne. Leise rief er seinem Gespielen, dem muntern Rudolf, der am Ufer des Fischteiches stand und glatte Kiesel auf der ruhigen Fläche des Wassers tanzen ließ. Siehst du, zischte Julius ihm ins Ohr, als er herbergeeeilt war, siehst du dort unter dem Syringengesträuche, an der Ecke des Gartens, das schnippische Lottchen und meine

Schwester, die eigensinnige aufluge Luise, die Alles besser weiß und mich immer hofmeister! Komm! Leise schleichen wir hin, belauschen, was sie einander erzählen, dann schütteln wir auf einmal die Stämme des Gesträuches... Puh! wie sie dann erschrecken, wie sie aufspringen werden! Wir aber bleiben ruhig, bis sie entfernt sind, und lachen dann laut der Furchtsamen!

Rudolf war nicht minder neugierig, nicht minder ein Freund des muthwilligen Scherzes als Julius. Freudig willigte er also in den Vorschlag, und leise schlichen und krochen Beide hin zu dem Gesträuche. Raum wagten sie's, zu athmen. Aber laut schlug ihr Herz. Sie drängten, so behutsam als möglich war, ihre Köpfe zwischen den Zweigen hindurch und horchten begierig auf das Gespräche der traulichen Mädchen.

Es ist doch Schade, fieng Lottchen an, recht sehr Schade um deinen Bruder, Luise. Keinen Menschen läßt er ungeneckt! Weil er schöne blaue Augen, ein blondes Härchen, eine Haut, wie Milch, und Wangen, wie Rosen hat, so glaubt er, er sey nicht nur schöne, sondern auch besser als Andere! Da soll dann Jedermann seine muthwilligen Launen, seine Neckereyen und kleinen Bosheiten ertragen. Aber nur Geduld! Ich hörte neulich, seine Lehrer haben ernstlich geklagt: daß er

sehr träge sey, und jede Anstrengung seines kleinen Köpfchens fürchte. Eine Züchtigung wird also nicht ausbleiben! Wie werden da die Kinder nicht frohlocken, die er unaufhörlich beleidiget! Was würde auch am Ende aus ihm werden, wenn er in diesem Geleise fortführe? Ein einbilderischer, unwissender, unausstehlicher Mensch! So ein Wesen ungefähr, wie ein Pfau... Man bewundert sein schönes Gefieder, und flieht, wenn er den Schnabel eröffnet, vor seinem abscheulichen Geschrey! Pfui! du hast Recht, liebes Luis'chen, antwortete Lotte. Täglich predige auch ich ihm die gleiche Lehre. Aber der Leichtsinrige! Er spottet meiner noch, sagt: ich sey nicht seine Hofmeisterin, und thut, nur um mich zu ärgern, gerade das Gegentheil von dem, was er thun sollte. Deswegen fliehe ich, so viel ich kann, seinen Umgang, und andere gute, gesittete Kinder fliehen ihn ebenfalls. Wie lange Rudolf sein Freund bleiben wird, weiß ich nicht. Schwerlich länger, als vierzehn Tage. Denn ohnedies hat Rudolf nie lange Lust und Liebe zu der gleichen Sache. Ich kenne den Flüchtling. Er ist veränderlich, wie Aprilwetter, und aufbrausend dabey, wie eine Wassermoge im Sturme. Heute hat er eine, wie es scheint, sehr innige Freude an einem Singvogel. Er reicht ihm zehnmal des Tages Futter. Morgen denkt er nicht

mehr an das arme Thierchen, oder nimmt es, wenn er zornig ist, und schleudert es mit grausamer Hand an die Wände. Einst bat er seine Mutter, ihm ein Plätzchen im Garten einzuräumen, um Blumen darauf zu pflanzen. Sein Wunsch ward erfüllt. Aber ein Erdkreß zernagte ihm eine Hyazinthenzwiebel. Die Blume erstarb also, ehe sie noch ganz sich entfaltet hatte und — aus Zorn sieht nun der kleine Wildfang sein Gärtchen nicht einmal mehr an. Wenn er nun erst einen Beruf sich wählen soll, wie wird es ihm da gehen? Heute wird er sich entschließen: die Handlung zu lernen; Morgen wird ihm vor derselben eckeln; übermorgen wird es ihm einfallen: die Rechte zu studieren. Von den Rechten wird er zur Mahlerey, von der Mahlerey zu der Theologie übergehen, und am Ende in Allem etwas und im Ganzen nichts werden. So sagt mein Vater!

Glutroth wurden Julius und Rudolf, bey dieser Schilderung ihrer Fehler. Kaum wußten sie sich zu fassen, so beschämt waren sie. Sie vergaßen, die liebenswürdigen Mädchen zu erschrocken, und schlichen leise, wie sie gekommen waren, wieder zurück, um ja nicht entdeckt zu werden. Aber ohne Nutzen war diese Vorsicht. Denn die Mädchen hatten früher die kleinen Lauscher bemerkt, und mit Absicht die Unterredung auf die Fehler derselben gelenkt.

Ob Julius bescheidener und fleißiger und Rudolf gelassener und in seinen Neigungen fester ward, weiß ich nicht. Aber ich weiß: daß sie von diesem Tage an Niemand mehr belauschten.

2.

Das milchweiße Lämmchen.

Eine reizende Wiese lag vor dem Landhause, welches Herr Walter mit seiner Familie in den schönen Sommermonaten bewohnte. Doppelte Reihen fruchtbarer Obstbäume durchschnitten sie. Im Mittelpunkte entsprang zwischen düftenden Feldblumen eine spiegelhelle Quelle, floß ruhig, wie das Leben eines guten Menschen, dahin durch das Thal, und ergoß sich endlich in einen mit hohen Pappeln umpflanzten Fischteich. Die röthlichen Blumen des hohen Klee's hauchten einen sanften Wohlgeruch aus, während ihre Kelche den emsigen Bienen Honig gaben. Gerne verweilten in den Wipfeln der Obstbäume die Singvögel. Denn ruhig durften sie dort ihre Nestchen bauen. Keine muthwillige Hand raubte ihnen die Jungen; keine Schlinge drohte ihrer Freyheit.

Auf dieser Wiese spielten und scherzten Herrn Walters Kinder gewöhnlich in ihren Erholungsstunden und freueten sich bey dem Anblicke der schönen Natur ihres sorgenfreyen Lebens. Indessen schien ihnen doch einst etwas zu ihrem Vergnügen zu fehlen. „O! sagte Wiprecht, wenn wir ein Lämmchen hätten, das mit uns umherhüpfen könnte. Das wäre herrlich! Wo wir hingiengen, würd' es uns folgen; schmeichelnd uns die Hände lecken, wenn wir ihm junges Gras reichten! Wir hätten einen Spielgesellschafter mehr....“ Wenn es nur schon da wäre, das liebe Lämmchen, antwortete Heinrich. Saftigen Klee würd' ich ausreißen, und ihm zum Futter geben. Ein Bett von weichem Gras würd' ich ihm machen, würd' ihm Wasser schöpfen mit der hohlen Hand, wenn es dürstete.

Euer Wunsch sey gewährt, sagte der gute Vater, der, ohne daß die Kinder ihn bemerkt hatten, Zeuge ihrer Unterredung gewesen war. Morgen sollt ihr ein Lämmchen haben, weiß, wie der gefallene Schnee. Aber ich mache Euch die Bedingung, die Euch wohl Euer eigenes Herz schon machen wird: daß ihr es mit Sanftmuth und Liebe behandelt. Denn wer ein schuldloses Lämmchen quälen kann, ist gewiß kein guter Mensch. Emporhüpfend für Freude versprachen die Kinder, was der gefällige, liebevolle Vater ge-

fordert hatte, faßten seine Hände, drückten sie an ihre klopfenden Herzen, dankten und... o! wie lange dächte ihnen die Nacht bis zum Morgen, an welchem sie die Gewährung ihres Wunsches erhalten sollten! Sie träumten nur von dem Lämmchen und als sie erwachten, stand es — schon vor ihrem Bette. Welche Ueberraschung. Sie kleideten hastig sich an; hohe Freude glänzte in ihrem Auge und äußerte sich in jeder ihrer Geberden. Was für eine sanfte Mine das holde Thierchen hat! sagte Wiprecht! Und wie schlank es ist, wie fein gebaut, fuhr Heinrich fort. Weich wie Seide ist seine gekräuselte Wolle. Sieh, wie freundlich es uns anblickt, als hätte es uns lange schon gekannt. Geschwinde, geschwinde hinunter mit ihm auf die Weise!

Mit leichten Füßen folgte ihnen Händchen, wie sie ihren neuen Gefellschafter nannten, nach, horchte, wenn sie ihm riefen, hüpfte munter umher, nahm, begierig den düftenden Klee, den sie ihm reichten, und schlürfte aus ihrer hohlen Hand das Wasser, das sie aus der Quelle schöpften. Wer war glücklicher, als Wiprecht und Heinrich?

Acht Tage gingen so vorüber. Die Knaben schienen unzertrennlich von dem holden, sanften Geschöpfe.

Wie geht es mit Euerem Lämmchen? fragte endlich der Vater mit bedeutendem Blicke. Ist es noch immer Euer Freude, noch immer das liebe, gute Häschen?

So so! antwortete Wiprecht mit gleichgültiger Mine. Der erste Anblick hat mich getäuscht. Wer sollte wohl glauben, daß ein so sanftmüthig scheinendes Wesen eigensinnig und böshaft seyn könnte?

Der Vater. Ich bin begierig, die Beweise zu hören.

Wiprecht. Sehen Sie. Mich kann es gar nicht ausstehen. Wenn ich mich ihm nähere, um es liebzukosen.... husch, macht es einen Seitensprung und weg ist es! Ertapp' ich es dann zuweilen, o da sollten Sie sehen, wie es sich windet und kräut, bis es sich wieder losgerissen hat.

Der Vater. Gegen Heinrich wird es wohl eben so sich betragen?

Wiprecht. O nein! Gerade das Gegentheil! Eben dieß ärgert mich am meisten. Kaum ruft Heinrich... im Augenblicke steht Häschen da, sieht ihn so freundlich an, als wenn es fragen wollte: was er befehle? Hüpfet um ihn herum, leckt ihm die Hände, läßt sich haschen und streicheln. Nur ich allein darf das eigensinnige Geschöpf nicht berühren.

Der Vater. Mir scheint es, Wiprecht, das Lämmchen sey wohl weniger eigensinnig und böshaft,

als du. Ohne Ursache flieht es dich wenigstens gewiß nicht. Thatest du ihm nie etwas zu Leide?

Wiprecht. Zu Leide? Nein... Ich spielte mit ihm, hob ihm die Vorderfüße in die Höhe und ließ es tanzen... oder neckte es... oder...

Heinrich. Oder risset es an dem rothen Halsbande dir nach über Stock und Stein, bis es ermatet niedersank.

Der Vater. Nun begreife ich, warum es vor dir flieht. So machte es wohl Heinrich nicht?

Heinrich. Gewiß nicht! Warum sollte ich das gute, liebe Thierchen plagen? Es ist ja so sanftmüthig, leckt mir so dankbar die Hände, wenn ich ihm Futter reiche, folgt mir, wie mein Schatten, und hat mich so lieb, so lieb...

Der Vater. Eben, weil du es liebst, liebt es dich wieder. Hättest du es mißhandelt, wie Wiprecht that, o gewiß würd' es dich fliehen, wie ihn. Die Thiere wissen sehr wohl zu unterscheiden, ob man sie liebt oder nicht. O! meine Kinder: vergeßt nie den goldenen Dentspruch: „Wer sich Freunde machen, wer geliebt seyn will, der muß Andere gerade so behandeln, wie er wünscht von ihnen behandelt zu werden.“ Hättest du diesen

schönen, ewigwahren Grundsatz beobachtet, Wiprecht, so würdest du das Lämmchen nicht gequält, sondern wie Heinrich, die Liebe desselben dir erworben haben.

3.

Klärchen am Bache.

Der Frühling ist gekommen. Schon hört' ich das Lied der Schwalben auf der Rinne des Daches. Schon sah ich junge Beilchen blühen am Ufer des Teiches. Beilchen? Wie, wenn ich hingienge, eine Handvoll der düftenden Blümchen pflückte, und sie in ein niedliches Sträuschen bände? Mamma liebt die bescheidenen Beilchen. Von meiner Hand werden sie ihr willkommen seyn; denn ich werde ihr sagen: Kindliche Liebe habe sie gepflückt.

So sagte das liebenswürdige Klärchen, ein kleines schwarzäugiges Mädchen, das, kaum sieben Jahre alt, schon die schönsten Anlagen des Herzens und des Verstandes zeigte.

Um zu dem Teiche, den Trauerweiden mit herabhängenden Zweigen umsäunten, zu kommen, mußte man über ein kleines Bächlein schreiten. Mit einem

Leichten Sprung hüpfte Klärchen hinüber, flog hin zu den Weiden und pflückte die Veilchen, die am Fusse derselben aus blaßgrünem Moos ihre blauen Kelche erhoben. Es ist doch schön auf dem Lande, sagte das blühende Mädchen, während sie die Blumen in einen pyramidenförmigen Strauß band. Immer giebt es neue Freuden. Jetzt bringt uns der kommende Frühling Veilchen und Mayenblümchen; Dann brechen die Rosen aus ihren Knospen, und erfüllen mit Wohlgeruch die Gärten und Gehäge. Ist die Blüthenzeit vorüber, dann röthen sich Erdbeeren und Kirichen und manche süße schmackhafte Frucht reift für den Gaumen der Knaben und Mädchen. Jetzt ertönt der Gesang der Lerche in den Lüften; in den Pappeln am Bache singt der Zeisig, im Hollunderstrauche schlägt der Fink. Jeder Monat, der kommt, bringt andere Vögel und neue Gesänge. So will es die Natur. O! sie hat Alles gut gemacht!

Als der Strauß gebunden war, wollte Klärchen, entzückt über die reiche Veilchenärndte, nach Hause zurückkehren. Sie wählte einen Fußsteig, den sie nicht genug kannte, der aber kürzer seyn sollte, als jener, auf welchem sie hergekommen war. Von ferne hörte sie bald das Rauschen des Wassers. O, sagte sie, da bin ich schon nahe am Bache. Aber das Geräusch ward heftiger je näher sie kam, und endlich erschien

der sonst leicht überschreitbare Bach wie ein kleiner Strom! Denn eine Schleufe, über welche das Wasser schäumend hinabstürzte, trieb ihn hier zurück und erweiterte seine Ufer. Sinnend, wie sie hinüber kommen könnte, gieng die gute Kleine hin und her. Aber nirgends fand sie ein bequemes Plätzchen, um hinüber zu springen. Ach, sagte sie ein wenig mürrisch, warum muß hier das Beete des Bächleins breiter seyn, als dort, wo ich leicht, mit einem Sprunge, mich hinüberschwang? Die Natur hat es so gewollt. Es ist doch nicht Alles gut, was sie gemacht hat.

Während Klärchen so mit sich selbst sprach, erschien am andern Ufer des Baches Engelbert, ein holder, schöner Knabe. Er kam eben aus dem Walde, wo er dörres Holz gesammelt hatte. Denn frühe schon hatte seine Mutter, eine arme Wittwe, ihn gewöhnt, den Müßiggang zu fliehen, und keine Stunde vorübergehen zu lassen, ohne etwas Nützliches zu thun oder zu lernen. Engelbert sah die Verlegenheit der guten Kleinen, die noch immer ängstlich hin und her trippelte, um ein Plätzchen zum Uebergang zu suchen. „Seu ruhig, kleines Mädchen, sagte er, und warf schnell seine Bürde von sich. Ich helfe dir herüber. Nur einige Augenblicke Geduld!“ Und nun gieng er und wälzte einige große Steine, die in der Nähe lagen, herben, und senkte sie hinab in den

Bach, daß sie über das Wasser emporragten und eine Art von Brücke bildeten. Die Augen der Kleinen wurden heller für Freude bey diesen Anstalten. Engelbert reichte ihr die Hand, und in vier Schritten stand sie jenseits am Ufer. Kennst du mich auch, guter Knabe? sagte sie, als sie Engelberten mit Herzlichkeit für diese gefällige Hülfe gedankt und ihm einige Beilchen zum Zeichen ihrer Erkenntlichkeit dargeboten hatte.

Engelbert. Mein! Ich sehe dich heute zum erstenmale.

Blärchen. Und doch kamst du mir so freundschaftlich zu Hülfe, noch ehe ich dich gebeten hatte?

Engelbert. Warum nicht? Muß man sich denn jede Gefälligkeit erst abbetteln lassen? Und that ich mehr, als jeder andere Knabe auch gethan haben würde?

Blärchen. O, zwanzig Andere wären vorübergegangen, ohne auf das kleine Mädchen zu achten! Vielleicht hätten sie wohl gar noch über meine Verlegenheit gespottet.

Engelbert. Psuy, wer das könnte! Immer sagt mir meine gute Mutter: „Du bist arm, Engelbert, folglich kannst du deinen Mitmenschen keine Wohlthaten erweisen. Aber durch ein gefälliges Betragen, durch kleine Dienste, die du willig

oder unaufgefordert Andern leistest, wirst du dir leicht die Herzen gewinnen.“ Und was mir meine Mutter sagt, das thu' ich und... ich befinde mich recht wohl dabey.

Zufrieden verließ die Kleine den wackern, gefälligen Knaben. O, sagte sie zu sich selbst, während sie nach Hause gieng, ich war wohl thöricht zu klagen. Ja! ja! Die Natur hat alles gut gemacht. Wäre der Bach hier schmal gewesen, wie dort, wo ich zuerst hinübersprang, so hätte ich ein gutes Kind weniger kennen gelernt und eine recht nützliche Lehre weniger gehört!

Und mit jedem Tage bewies Klärchen durch ein zuvorkommendes, dienstfertiges Betragen, daß jene Lehre Wurzeln gefaßt habe.

4.

Die Aprikosen.

Frau Bürger bewohnte, seit dem Tode ihres Gatten, ein kleines Landhaus nahe bey Augsburg. Die erste Beschäftigung der rechtschaffenen Mutter war die Erziehung und Bildung ihrer einzigen Tochter,

der liebenswürdigen Philippine, und ein glücklicher Erfolg krönte ihre Bemühungen. Philippine wußte im zwölften Jahre Alles, was ein gesittetes, tugendhaftes Mädchen wissen soll, und Alles war ihr unbekannt, was ein gesittetes Mädchen nicht wissen darf. Sie theilte ihre Zeit, nach einer unveränderlichen Ordnung, zwischen den Arbeiten am Nährahmen, am Schreibtische und in der Küche und den Erhohlungen am Klavier und besonders im Garten. Bald begoß sie die Blumen in den Beeten, bald band sie die Nelkenstengel mit Bast an grüne Stäbe mit goldenen Knöpfen, bald klaubte sie mit geschickter Hand die schädlichen Raupen von den Zwergbäumen, bald pflückte sie reifes Obst, und brachte die schönsten der schmackhaften Früchte ihrer Mutter! Die Ihr dieses leset, kleine und größere Mädchen, gehet hin und thut dergleichen.

Lange schon hatten die Nissen der Frau Bürger, Edmund und Anton, welche in einer Erziehungsanstalt zu Augsburg sich befanden, den Wunsch geäußert, die Ferien auf dem Landhause ihrer Tante zuzubringen, und mit Vergnügen willigte diese ein. Die Knaben kamen. Es war in der schönen, fruchtbaren Herbstzeit. Die Nester der Bäume senkten sich zur Erde unter der Last des Obstes. Die Keltern knarrten, und preßten den süßen Most aus blauen

und weißen Trauben. Das war ein Fest für Edmund und Anton: lüstern sahen sie nach den reizenden Früchten, fest entschlossen: sich's weiblich schmecken zu lassen. Schon am anderen Morgen ward ihr Wunsch erfüllt. Philippine tischte ihnen in einem niedlichen Korbchen Trauben, Pfirschen und Aprikosen auf, und lud sie ein: von diesen süßen Gaben der wohlthätigen Natur nach Herzenslust zu genießen. Sie thaten's, verschlangen die Früchte mit Heißhunger, schlichen dann, mit dem reichlichen Mahle noch nicht zufrieden, selbst in den Garten, lauschten: ob sie von Niemand gesehen würden, und rissen, als sie sich unbemerkt glaubten, die schönsten Trauben und Aprikosen vom Geländer ab.

Nach einer Stunde kam der Gärtner, blaß wie eine Leiche und an allen Gliedern zitternd in das Zimmer der Frau Bürger. Erschrocken fragte sie: was ihm fehle? Ach! antwortete er beynähe athemlos, sie sind fort, abgerissen, gestohlen.

Frau Bürger. Wer? was? redet doch deutlich!

Der Gärtner. Wer? was? Die schönsten Trauben, die schönsten Aprikosen! Gewaltig hat man sie abgerissen; hat die jungen Schosse zerknickt, die Levkojen und Sternblumen in den Rabatten am Geländer zertreten. . . . O! es ist ein Greuel der Verwüstung!

Frau Bürger. Aber wer hat es denn gethan?

Der Gärtner. Diebe, gottlose, ehrvergeßene Diebe. Ich möchte mir die Haare ausraufen aus meinem alten Kopfe! Die schönsten Früchte so zu verliehren!

Frau Bürger. Habt Ihr Verdacht auf Jemand, Christian?

Der Gärtner. Noch hab' ich keine Spuhr entdeckt. Nur aus den Fußtritten, die ich in der Erde bemerkte, schließe ich, daß es noch junge Buben waren.

Frau Bürger. So muß man scharf nachforschen, um die Thäter zu entdecken. Denn wenn dieser Diebstahl unbestraft bliebe, so würden die kleinen Diebe vielleicht in wenigen Jahren große Diebe werden. Beruhiget Euch indessen über den Verlust, guter Christian!

Im nehmlichen Augenblicke, als der alte Gärtner das Zimmer verließ, kamen Edmund und Anton von ihrer Streiferey zurück. Höret einmal, meine Kinder, sagte Frau Bürger, und sah den beyden Knaben mit scharfem Blicke in's Gesicht. Man hat mir — vermuthlich in der verflossenen Nacht — die schönsten Trauben und Aprikosen im Garten gestohlen. Solltet Ihr vielleicht etwas davon wissen?

Edmund. Ach Gott, das wäre schrecklich!

Wir bekommen also keine Trauben, keine Aprikosen mehr?

Frau Bürger. Wenigstens keine der schönsten. Diese sind dahin, wie der Gärtner sagt. Nach den Fußtritten zu urtheilen, waren es noch sehr junge Diebe.

Anton. Wie? wenn es der Knabe wäre, den wir über die Gartenmauer springen sahen?

Frau Bürger. Ihr sahet also den Dieb? Kanntet ihr ihn vielleicht.

Edmund. So ganz nicht. Doch schien mir's, er habe viele Aehnlichkeit mit dem kleinen Stephan.

Frau Bürger. Dem Sohne meines Gärtners?

Edmund. Ja, so schien mir's.

Anton. Mir schien's nicht nur. Ich kannte ihn genau an langen weißen Haaren und der blauen Jacke. Den kleinen Schleicher konnte ich schon von dem ersten Augenblicke an nicht leiden.

Bis jetzt hatte die gute Philippine geschwiegen. Aber als man den kleinen Stephan anlagte, da sagte sie mit einiger Heftigkeit zu ihrer Mutter: Stephan ist unschuldig. Dafür bürgе ich mit meinem Leben. Ich kenne ihn. Der gutmüthige, schüchterne Knabe würde es nicht wagen, nur eine Stecknadel zu entwenden.

O! fiel Edmund spöttisch ein. Das wird sich bald zeigen. Man darf ja nur den gutmüthigen jungen Herrn hohlen und ihn recht scharf fragen. — Und schnell sprang er die Treppe hinab, suchte den armen Kleinen auf, packte ihn bey der Brust, und führte ihn, wie einen armen Sünder herbey. Frau Bürger mißbilligte diese harte Behandlung, und fragte mit sanftem Tone: Ist es wahr, Stephan, daß du in meinen Garten gestiegen bist und mir Trauben und Aprikosen entwendet hast? Es fällt mir schwer, dich schuldig zu glauben. Aber hier sind Zeugen. Kannst du dich vertheidigen? O — rief der trozige Anton dazwischen, wie sollte sich der Langsingrigte Bube vertheidigen können? Wir sahen's ja mit unsern eigenen, gesunden Augen, wie er über die Gartenmauer hinübersprang.

Da stand nun der gute Knabe, erschrocken, als wenn ein Blitz vor ihm in die Erde gefahren wäre. Er konnte keinen Laut zu seiner Vertheidigung hervorbringen. Thränen erstickten die Worte, die er hervorzubringen sich bemühte. Diese Verwirrung, das Stillschweigen, die Thränen. . . Alles vergrößerte den Verdacht der Frau Bürger. Nur Philippine allein schrieb diese Verlegenheit der wahren Ursache, dem furchtsamen, schüchternen Character des Knaben zu, und behauptete immer: er sey unschuldig.

Noch war die Untersuchung nicht geendet, als der alte Gärtner in's Zimmer trat, einige zornige Blicke auf Edmund und Anton warf, und Frau Bürger um Erlaubniß bat, mit ihr allein sprechen zu dürfen. Sie entfernte also die Kinder und der ehrliche Alte begann: Nun sind die Diebe entdeckt! Der Hirtenjunge hat Alles gesehen. Nicht in der verfloßenen Nacht geschah's. Heute geschah's! heute am hellen lichten Tage. Die ehrvergessenen Jungen! O wer hätte das geglaubt. Noch so klein und schon so boshaft.

Frau Bürger. Ihr ereifert Euch so sehr, guter Christian, daß Ihr darüber die Hauptsache vergesst. Wer sind denn die Diebe?

Der Gärtner. Wer? Darf ich's, soll ich's sagen?

Frau Bürger. Warum nicht? Frey heraus?

Der Gärtner. Also... Ihre Nessen sind's, die jungen Herrchen, die gestern von Augsburg kamen.

Frau Bürger. Meine Nessen? Es ist nicht möglich! Bedenkt, was Ihr redet, Alter!

Der Gärtner. Hab's schon bedacht. Ich rede die Wahrheit. Der Hirtenjunge ist ein braver Kerl. Er lügt nicht und ein paar gesunde Augen hat er auch im Kopfe.

Frau

Frau Bürger. Noch kann ich's kaum glauben! Ich muß mich selbst überzeugen... Mir fällt etwas ein. Geschwinde, Anton! füllt mir ein Körbchen mit Nespeln und Aprikosen. Noch in dieser Stunde will ich die Probe machen.

Der Gärtner that, was ihm befohlen worden war und brachte die Ueberreste der Aprikosen. Eben spielten Edmund und Anton auf einem Rasenplaze, nahe bey dem Landhause, Stephan aber saß in einiger Entfernung, traurig, den Kopf in die Hand gestützt, als Frau Bürger, mit dem Körbchen voll Obst unter dem Arme, von Philippinen begleitet, zu ihren Messen hintrat. Kinderchen, sagte sie mit freundlichem Tone, ihr werdet an schmachtstem Obste keinen Mangel leiden, ob man gleich meine Zwergbäume geplündert hat. Ein gefälliger Nachbar, füllte mir von seinem Vorrathe das Körbchen hier. Bey Tische wollen wir's uns recht schmecken lassen. Spielet indessen fort. Bald wird die Mittagsglocke schlagen.

Während sie so sprach, ließ sie, wie von ungefähr, einige goldfarbige Aprikosen mit hochrothen Bäckchen aus dem Körbchen fallen, und gieng dann fort. Edmund und Anton, deren Augen fest auf das Körbchen geheftet waren, hatten die herabfallenden Früchte kaum bemerkt, so empfahlen sie ein

ander mit aufgehobenem Finger Stillschweigen, und theilten sich, als die Tante sich entfernt hatte, in den Fund, den sie für sehr glücklich hielten.

Indessen gieng Frau Bürger auch bey dem traurigen Stephan, jedoch ohne ihn anzureden, vorüber, und ließ hier, wie dort, einige Aptrikosen aus dem Körbchen fallen. Kaum sah dieses der gute Knabe, als er schnell die Früchte anhub, und sie der Frau Bürger brachte. Gerührt über diese Redlichkeit drückte die Wittve den Knaben an's Herz, und sagte, während eine Thräne der Freude aus Philippinens Auge sich schlich: Nun bin ich ganz von deiner Unschuld überzeugt. Vergieb mir, daß ich ein so braves Kind im Verdachte haben konnte. Nicht du hast die Trauben und Aptrikosen entwendet, sondern meine Nessen. Die Niederträchtigen! Erst begiengen sie das Verbrechen, und dann solltest du noch, guter Junge, dafür büßen. Nein! So viele Bosheit hätte ich in so jungen Herzen nicht vermuthet. Aber du sollst Genußthnung haben, noch ehe ich von dieser Stelle gehe.

Mit zürnender Stimme rief sie nun ihre Nessen herbey. Der Ton des Rufes, noch mehr aber die freundschaftliche Art, mit welcher die Tante Stephan's Hand hielt, verkündete ihnen nichts Gutes.

Langsam und zitternd kamen sie also. Es ahndete ihnen, daß sie verrathen seyen. Frau Bürger sah diese Verwirrung. „Nun ist die Reihe an Euch zu zittern, sagte sie. Ungerathene, bösherzige Kinder! Euere Verbrechen sind entdeckt. Diebe, Heuchler, Verläumder seyd ihr; als Rächer fienget Ihr an, und wo Ihr enden werdet, das mag Gott wissen! Aber — schändlich, vielleicht schauderhaft, schrecklich wird Euer Loos seyn, wenn Ihr den Lastern nicht entsagt, deren Ihr Euch heute schuldig machtet. Nieder auf die Kniee. Ihr seyd nicht würdig vor einem Kinde zu stehen, das Ihr so schwer beleidiget habt und das tausendmal besser ist als Ihr. Denn das Herz macht den Werth des Menschen aus, nicht der Stand. Ohne Widerrede niedergekniet! In dieser armen Sünderstellung bittet die Unschuld, welcher Ihr Euere Laster aufbürdetet, daß sie Euch vergebe. Und nun — fort aus meinen Augen. Mein Angesicht sollt Ihr nicht wieder sehen, bis ich Beweise habe, daß Ihr gebessert seyd.“

Noch an dem nehmlichen Tage kehrten Edmund und Anton nach Augsburg zurück. Der gute Stephan aber erhielt zum Andenken die schönen Bücher, welche Frau Bürger ihren Nessen zugebracht hatte.

Das Grasmücken-Nest

Begleitet von ihrem Erzieher, Herrn Weiße, giengen Maximilian und Emilie in das Gehölze spazieren. Aus allen Gebüschcn tönte der frohe Gesang der Vögel ihnen entgegen. Hier führte eine Hänflingsmutter ihre Jungen von Zweig zu Zweig, und übte sie, die Flügel zu schwingen. Dort brachte ein Distelfinke seinen Kleinen, die zwitschernd die gelblichten Schnäbel eröffneten, Nahrung in den Wipfel eines wilden Apfelbaums. Ach, sagten die Kinder, wenn wir nur auch in den Gesträuchen hier ein Nestchen entdecken könnten. . . Wie herrlich wär's! Und nun schlichen sie umher in den Gebüschcn, rissen an jeder Stelle, wo ein Vögelchen aufflog, die Zweige von einander, und spähten so eifrig und aufmerksam umher, als ob sie einen Schatz zu finden hofften. Auf einmal rief Maximilian voll Entzückens: „Gefunden! Gefunden! Ein Grasmückennest mit vier niedlichen Jungen!“ Hastig flog auch Emilie hinzu, bog sich nieder am Schlehenbusche, an dessen Fuße das Nest künstlich in die Erde gebaut war, nahm eines der Vögelchen heraus und eilte damit zu Herrn Weiße,

der in einiger Entfernung stand. Sehen Sie doch, sagte die Kleine mit einer Freik, die sich über ihr ganzes Wesen verbreitete, sehen Sie doch das artige Geschöpfchen an! Ich nehme es mit in nach Hause, und . . . o! es soll gefüttert und gepflegt werden, wie ein kleiner Prinz! Indessen brachte Maximilian auch die übrigen drey Vögelchen, die immer, wenn er den Zeigefinger gegen sie hinhielt, die Schnäbelchen hochaufrissen, als wollten sie Futter von ihm fordern, und auch er erklärte: er wolle die Fündlinge nach Hause tragen, und sie mit Sorgsamkeit erziehen. Aber Herr Weiße schüttelte den Kopf zu diesem Entschlusse. Glaubt Ihr wohl, sagte er mit liebe reichem Ernste, es werde die arme Mutter nicht schmerzen, wenn ihr so grausam die Kinder ihr raubt?

Emilie. Sie haben Recht! Es wird der armen Mutter wehe thun. Ach! Sehen Sie, Herr Weiße! die Grasmücke, die dort an dem Schlehbusche, wo das Nestchen war, umher fliegt, gewiß ist dieses die Mutter! Wie ängstlich sie jetzt auf der Erde flattert. . . Jetzt fliegt sie wieder empor. . . jetzt flattert sie wieder.

Maximilian. Jetzt sitzt sie dort, wo das Nestchen war. Wie traurig sie ist. O man sieht ihr an, daß man etwas Liebes ihr entriß.

Herr Weiße. Als kann man einem Mutter-
 Herzen Lieberes entziehen, als Kinder? Wenn Je-
 mand käme, und Euch gewaltsam Eurer Mutter
 entrisse. . . würde sie nicht beynahe verzweifeln?

Emily. Tödten würde sie der Kummer. Tau-
 sendmal sagte sie ja, sie könnte nicht mehr ohne uns
 leben.

Maximilian. Die arme Grasmücke würde
 also wohl auch sterben?

Herr Weiße. Vielleicht. Wie sehr der Verlust
 sie schmerzt, sahet Ihr selbst.

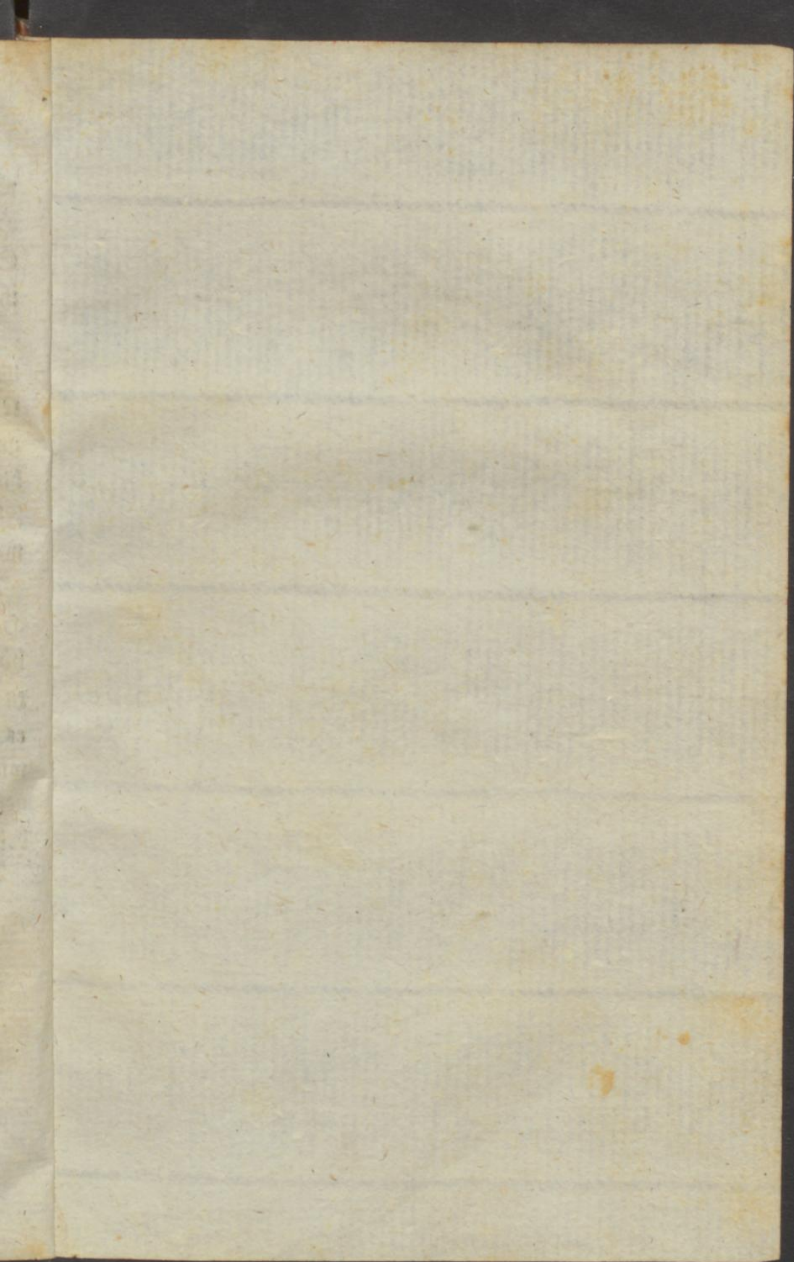
Maximilian. O so wär' es ja niederträchtig,
 wenn wir die Jungen mit uns nähmen.

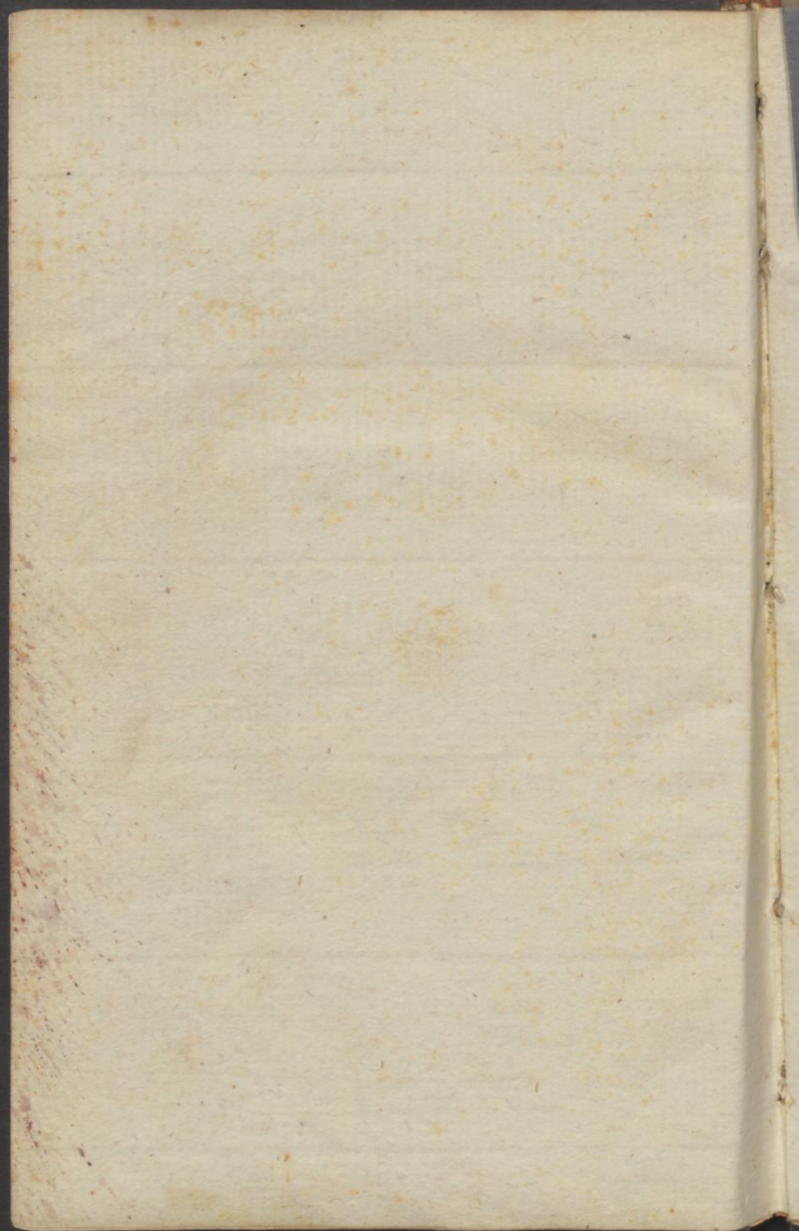
Herr Weiße. Wenigstens würde es entweder
 Leichtsinns oder Hartherzigkeit verrathen. Warum sollen
 wir einem guten Geschöpfen, das uns nicht nur nichts
 Leides thut, sondern uns durch seinen frohen Gesang
 Freude macht, muthwilliger Weise Schmerzen verur-
 sachen? Glaubt mir, meine Kinder: Wer ohne
 Ursache und absichtlich einem anderen Wesen,
 wär' es auch nur eine Grasmücke, wehe thun
 kann, der ist gewiß kein ganz guter Mensch.
 Gebt also die kleinen halbnackten Vögelchen der Mut-
 ter zurück. Unter Eueren Händen würden sie bey
 der sorgfältigsten Pflege sterben, während sie bey der
 mütterlichen Wartung in wenigen Wochen das Nest

verlassen und in einigen Monaten schon Ohr und Herz durch ihren Gesang ergötzen können. Das wird Euch dann gewiß größere Freude machen, als wenn ihr sie in einem Kestig würdet hinstirben sehen.

Gewiß, gewiß! antworteten Emilie und Maximilian mit liebenswürdiger Gutmüthigkeit, und eilten, die Vögelchen wieder in ihr weiches, künstlichgebautes Nest zurückzutragen. In wenigen Augenblicken flog schon die Mutter herbei, deckte mit ihren Flügeln die Kleinen, und Zufriedenheit und Ruhe waren in dem kleinen Haushalte wieder hergestellt.

Oft noch spazierten die guten Kinder an der Hand ihres Erziehers in diesem Gehölze, aber nie hörten sie den frohen Gesang einer Grasmücke, ohne zu sagen oder wenigstens zu denken: „Vielleicht ist es eines jener Kleinen, welche wir ihrer Mutter wiedergaben. Hätten wir unserem guten Lehrer nicht gehorcht, so müßten wir wohl das Vergnügen entbehren, daß wir jetzt empfinden!“







Ann

Ex

